



Aus der Ausstellung des Künstlerbundes Schlesien

phot. H. Pichler in Breslau

Schlesische Chronik

6. Jahrgang Nr. 23 1. September 1913



phot. Ring-Atelier in Breslau

Die Gründung des Schlesierbundes
im kleinen Saale des Schießwerders in Breslau

Tagesereignisse

Der Schlesiertag in Breslau. Ein großer Tag für die Heimat ist vorüber, ein Tag seligen Erinnerns und innigsten Mitempfindens für alle Schlesier in Heimat und Fremde, ein hoher Festtag treuer Heimatsliebe und echten Schlesiertums, und ein Denkmal der Zusammengehörigkeit aller Schlesier. Stolz auf ihre Heimat, kamen Hunderte und Aberhunderte aus dem fernen Westen, aus Berlin, von der Wasserkante, aus dem gemüthlichen Süddeutschland und dem befreundeten Oesterreich. Da draußen in der Fremde mag es auch seine Freuden haben; aber am schönsten ist es doch in der altvertrauten, gemüthlichen, schlesischen Heimat. Dieses Gefühl beherrschte die Schlesier, die zur Jahrhundertfeier ihrer Hauptstadt kamen. Schon bei der am Abende des 8. August auf der Liebichshöhe erfolgenden Begrüßung wurden neue Freundschaftsbande geknüpft, und alle vereinigte am nächsten Tage draußen im Schießwerder der neu gegründete, große Schlesiervbund. Zwar ging es anfangs etwas stürmisch zu. Aber der große Gedanke des Bundes, der die Schlesier in der Fremde noch fester an die Heimat anschließen soll, brach sich doch Bahn. Dabei ist der Gedanke zu mächtig, und er findet im echten Schlesiervberzen einen festen Nährboden. Auch die, die jetzt noch beiseite stehen, werden sich auf die Dauer dem erhebenden Gedanken der Vereinigung aller Schlesier nicht entziehen können, sonst wären sie eben keine Schlesier. Hohe Zwecke verfolgt der Schlesiervbund. Er will die geistigen und materiellen Interessen der Landsleute fördern und schützen, ihnen in der Fremde ein Halt sein und sie dort vor Schaden bewahren, wie ihnen die Erinnerung an die Heimat und die Verbindung mit ihr erhalten. Wo immer ein Schlesier hinkommt, soll er überall von Landsleuten empfangen und beraten werden, und die Heimat soll ihm in Wort und Bild in der Bundeszeitung, der Zeitschrift Schlesien, zu Gemüte und vor Augen geführt werden. Der Vorstand des Bundes setzt sich aus den Herren Th. Hoffmann-Bremen (erster Vorsitzender), Guder-Düsseldorf (zweiter Vorsitzender), Freitag-Bremen, (Schriftführer), Weigelt-Bremen (erster Schatzmeister), Krißhof - Bremen (zweiter Schatzmeister), Scholz-Schneidemühl, Luft-Magdeburg, Kirchner-Königsberg, Carl Siwinna-Kattowitz, Wenke-Posen und Lehmann-Barmen (Beisitzer) zusammen. Der Generalsekretär des Bundes Wende-Bremen ist zugleich zweiter Schriftführer. Bis zum 15. Oktober d. Js. haben sich die einzelnen Schlesier vereint zu entscheiden, ob sie dem Bunde beitreten. Die Zeitschrift Schlesien wird vom 1. Oktober Bundesorgan. Ein Festmahl im Saale des Schießwerders schloß sich an die Beratungen. Der Vorsitzende Hoffmann-Bremen begrüßte dabei die Landsleute mit herzlichen Worten. Oberbürgermeister Matting feierte die schlesische Gastfreundlichkeit und Gemüthlichkeit und sprach den Glückwunsch der Stadt zu dem Bunde der Schlesier aus. Weitere Reden der Herren Weinert-Düsseldorf, Guder-Düsseldorf und Weinert-Magdeburg folgten; viel Beifall fand das Tafellied unseres schlesischen Dichters Hermann Bauch „Auf de schläfschen Junggesellen“.

War die Festesfreude schon mittags hoch gestiegen, so kam doch die rechte Weihe des Schlesiervfestes erst abends in der mächtigen Jahrhunderthalle. Ein erhebendes Heimatsfest wurde dort gefeiert, schlicht, herrlich, voll Gemüthlichkeit und wehevoller Schönheit, wie es für ein Schlesiervfest gehört. Das weite Amphitheater der Halle war bis auf den letzten Platz gefüllt. Kopf an Kopf reibte sich auf den Stufen der Zuschauertribünen, alle Schlesier; darunter in der Arena saßen die lieben Gäste, und auf den Terrassen der Bühne zeigte sich ein liebliches Bild, ungezählte, lichtgekleidete Mädchen und Frauen, ein Gesangschor, eben dem Chor der Männer und der Doppelkapelle des Orchesters. Feierlich wurde das Fest durch das Vorspiel aus den Meistersingern eingeleitet. Dann sprach Frau Thekla Eisner den Prolog unseres schlesischen

Dichters Paul Keller. Seine Worte im schlesischen Dialekt atmeten echte schlesische Herzlichkeit. Mutter Schläfing empfängt ihre Kinder in der Heimat im „gude Stiebla“ und bewillkommet und bewirtet sie nach „guder, schlesischer“ Art, und nebenbei gedenkt sie auch der Ursache des Festes, der Feier der Erlösung von der Knechtschaft des Feindes, der das Schlesiervland drangsaliert und vernichtet hat. Dann begrüßte Gewerbeschullehrer Hoffmann aus Bremen die Versammlung und gedachte der Bedeutung des Schlesiervtages und des neugegründeten Bundes, und als altangestammter Schlesier und berufener Vertreter Schlesiens feierte der Herzog von Ratibor die Tugenden der Schlesier, vor allem ihre Vaterlandsliebe, brachte das Hoch auf den Kaiser aus und erklärte als Protektor des Schlesiervtages das Fest für eröffnet. Oberbürgermeister Matting spinnst den Gedanken der hohen Vaterlandsliebe der Schlesier weiter aus: „Ich hab' gewagt!“ ruft er mit Meißter von Hutten aus. So haben die Schlesier vor hundert Jahren gewagt, das Joch der Fremdlinge abzuschütteln, und so hat es jetzt die Stadt Breslau gewagt, koste es, was es wolle, sich mit der Jahrhundertfeier durchzusetzen und sich die allgemeine Anerkennung zu erringen und Schlesiens Anteilnahme an der großen Welterhebung gebührend zu feiern. In ein Hoch auf den Bund der Schlesier klingt seine martige Rede aus. Else Promnitz feiert in eindrucksvollen Versen Schlesiens Frauen. Frauen- und Männerchöre singen schlesische Lieder voll schlichter Heimat- und tiefer Vaterlandsliebe. Da hören die Schlesier ihre alten, herzigen Lieder: Susse, liebe Susse, Maria Ruse, das Klinglein u. a., und um die Reden rahmen sich die Widmung „Dan a Kaiser“ und „Schläfing, Du mein Heemteland“ von unserem schlesischen Komponisten Paul Mittmann, der auch seine Werke selbst meisterhaft dirigiert. Und inmitten all der schlesischen Stimmung hält Pastor Dr. Weiß aus Bremen die eigentliche Festrede. Dieser alte Schlesier versteht es, seinen Zuhörern zu Herzen zu gehen. Ihn haben, wie alle die anderen Landsleute, die blauen Berge, die heimatlichen Fluren, die erinnerungsvollen Stätten in die Heimat gezogen. Mit Nüchternheit schildert er, mit welcher Freude die Schlesier aus der Fremde die Heimat betreten. Der Heimat gedenken noch die Chorgesänge der Frauen; dann leitet der Männerchor in die große Zeit vor hundert Jahren über mit „Lühows Jagd“, „Blücher am Rhein“ und der monumental wirkenden „Heldenzeit“ von Hegar. Mit lieblichen, fröhlichen Klängen schloß das Fest mit dem Walzerzyklus „Im Frühling“ von Paul Mittmann, der sich um das Gelingen des Schlesiervfestes besonders verdient gemacht hat und zur Anerkennung mit einem Lorbeerkranz ausgezeichnet wurde.

Sonntag, den 10. August, klang das Schlesiervfest harmonisch im Zoologischen Garten aus mit dem Gelöbniß, treu zur schlesischen Heimat und Eigenart zu halten. Mit reichen Erinnerungsschätzen haben inzwischen die Schlesiervgäste ihre Heimat verlassen. Sie mögen dafür sorgen, daß die künftigen Schlesiervtage, die alle drei Jahre abgehalten werden sollen, noch von viel mehr Landsleuten besucht werden, wie das erste schöne, große Schlesiervfest in Breslau. Georg Hallama

Die deutschen Krieger an schlesischen Erinnerungsstätten. In den Tagen vom 12. bis 16. Juli hielten der Deutsche Kriegerbund und der Preussische Zentralkriegerverband ihr Verbandsfest in Breslau ab. Die letzten Tage waren dem Besuche schlesischer Erinnerungsstätten an die große Zeit vor 100 Jahren gewidmet. Am Montag, dem 15. Juli, fuhren die deutschen Krieger hinaus nach Canth, um am Grabe Blüchers des Heldenfürsten zu gedenken. Graf Carmen-Lejewitz und Graf Edwin Hensel von Donnersmark bewillkommeten an der Spitze des Kriegerverbandes Neumarkt die Kameraden. Dann ging es mit Musik, an der Spitze eine Gruppe, die in den Uniformen der großen Zeit den Fürsten Blücher und Freiheitskämpfer darstellte, zunächst zu dem Kriegerwaisenhaus, das besichtigt wurde, und weiter durch



phot. R. Jaensch in Breslau

Der Deutsche Kriegerbund an der Grabstätte Blüchers in Krieblowitz

die geschmückte Stadt hinaus nach Krieblowitz zum Mausoleum Blüchers. Dort empfing sie der Generaldirektor des derzeitigen Trägers des Namens Blücher, Dr. Schmedel, und begrüßte sie auf dem heiligen Boden, der die sterblichen Ueberreste des Helden birgt. Geheimen Regierungsrat, Professor Dr. Westphal feierte den Heldenfürsten als Marschall Vorwärts. In der Stadt wurde das Gedekfest weiter gefeiert. In der Brauerei in Canth, wo die Krieger im Auftrage des jetzigen Herrn von Krieblowitz, des Fürsten Blücher, bewirtet wurden, sprach Generaldirektor Dr. Schmedel den Dank der fürstlichen Familie für die ihrem großen Ahnen gebrachte Huldigung aus.

Am folgenden Tage fuhrn die Krieger nach Rogau und Zobten, um dort der kühnen Lützow'schen Freischar zu gedenken. In Rogau empfing Graf Pückler (Rogau) die Kameraden an der Spitze des Rogauer Kriegervereins. Vor den Türen der historischen Kirche hielten Krieger in der Uniform der Lützower Wacht. Graf Pückler begrüßte vom Eingange der Kirche aus die Kameraden und hieß sie als Gutsherr und Patron der Kirche willkommen, und Kanonikus Sprotte erinnerte an die Drangsale, die der Feind über Schlessien gebracht hat. In der Kirche selbst hielt Hofprediger Richter aus Potsdam eine tiefergreifende Predigt. Ein Enkel des Pastors, der die Lützow'sche Freischar vor hundert Jahren zum Kampfe geweiht hatte, sprach den Segen über die deutschen Krieger aus. Nach der Feier fuhr man nach Zobten zum Denkmale der Lützower, wo Geheimen Regierungsrat Dr. Westphal im Namen der deutschen Kriegervereine einen Kranz niederlegte.

Am Mittwoch, dem 16. Juli, schloß die Tagung der Krieger mit einem Besuche des Schlachtfeldes an der Ragbach. Die Krieger fuhrn nach Triebelwitz bei Jauer,

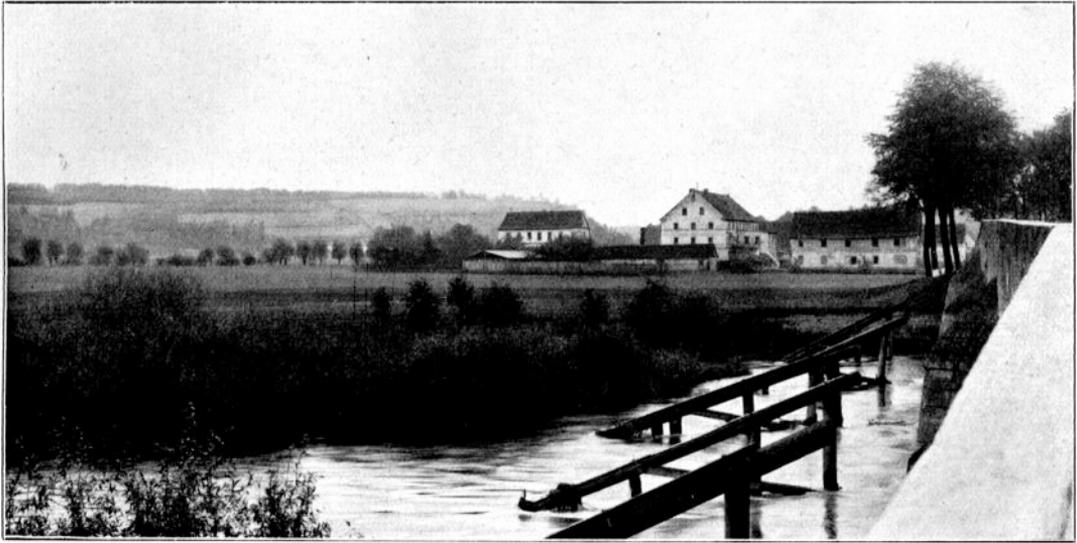
wo sie festlich empfangen wurden. Man fuhr dann über Vorwerk Christianshöhe, den Hauptverbandsplatz der Schlacht, auf die Denkmalshöhe bei Bellwizhof. Sie bietet einen prächtigen Ueberblick über das Schlachtfeld. Generalmajor von Paczensky aus Breslau hielt hier einen anschaulichen Vortrag über die Schlacht und ihre einzelnen Phasen. Dann ging es durch die Hohlwege von Ober- und Nieder-Weinberg zur historischen Brücke von Crayn. An der 1000jährigen Eiche in Crayn wurde ein Imbiß eingenommen. Dann ging es hinauf zur Blücherlinde, wo General von Paczensky seinen Vortrag über die Schlacht beendete. Schließlich besichtigten die Krieger noch Schloß Buchelsdorf, das das Hauptquartier Blüchers am Tage der Schlacht war. G. H.

Aus großer Zeit

Napoleon in Löwenberg. Bei Wiederaufnahme der Feindseligkeiten nach dem Waffenstillstande hatte Napoleon der schlesischen Armee sein 3., 5., 6. und 11. Korps unter Ney, Marmont, Macdonald und Lauriston entgegengestellt.

Die Verbündeten waren inzwischen bis an den Bober vorgedrungen und zeigten die Absicht, den Fluß bei Löwenberg und Bunzlau zu überschreiten. Da entschloß sich Napoleon, dem heftigen Vordringen Blüchers ein Ende zu bereiten. Am 20. August 1813 langte er mit den Gardes in Lauban an, und am 21. August brach er mit ihnen in der Richtung nach Löwenberg auf. Einige Stunden vor der Stadt ließ er halten und einigen Regimentern durch Verthier die neuen, für sie bestimmten Adler überreichen.

Am 10 Uhr langte der Kaiser in Löwenberg an. Lauriston hatte schon am frühen Morgen Anstalten getroffen,



phot. Mielert in Dortmund

Bober und Obermühle bei Löwenberg

Am Hintergrunde der Hospitalberg

eine Brücke über den Bober zu schlagen und den Uebergang der Preußen zu verhindern. Zu diesem Zwecke hatte er u. a. vor dem Goldberger Tore auf der Herrenwiese einen starken Kavallerieposten aufgestellt, der die Straße von Plagwitz her im Auge hatte.

Um halb acht Uhr fingen die französischen Batterien auf dem Groß Radwitzer, dem Popel- und dem Hospitalberge zu spielen an, und unter ihrem Schutze versuchte man die obere Kanalbrücke unterhalb Löwenberg wieder herzustellen. Die auf den Anhöhen jenseits des Bobers errichteten preußischen Batterien beantworteten das Feuer und suchten ihrerseits den Brückenbau zu hindern. Russische Reiter setzten durch den Bober und wagten sich bis auf die sogenannte Viehhütung, wurden aber zurückgeworfen.

Um den Feind von der Plagwitzer Brücke zu vertreiben, wurden preußischerseits am Morgen einige Kanonen am Fuße des Weinberges aufgestellt, die die Brücke heftig beschossen. Aber trotz des Feuers wurde die Brücke vollendet.

Nachdem Napoleon in Löwenberg in aller Eile ein Frühstück eingenommen hatte, warf er sich auf seinen Schimmel und ritt zuerst auf den Galgen- und dann auf den Popelberg. Während er dann durch die Stadt ritt, befahl er, Holz in Massen herbeizuschaffen und noch einige andere Brücken über den Bober zu schlagen, damit sofort eine bedeutende Mannschaft übersetzen könne. Ungeäuert begab er sich sodann nach dem „Weißen Hof“, einem Gasthofs in der Goldberger Vorstadt von Löwenberg, stieg hier vom Pferde und erteilte seine Befehle zum Uebergange über den Bober. Der Kaiser war dabei übler Laune. In seinem grauen Ueberrocke, den Kopf mit einem ziemlich abgetragenen, dreieckigen Hute bedeckt, stand er an der Ecke des Gaststalles, auf einen hölzernen Schemel gestützt, auf dem zwei Landkarten lagen. Nach kurzem Verweilen begab er sich zu Fuß, nur von zwei Generalen begleitet, über die Pelzbrücke nach der Obermühle. Hier stieg er in das obere Stockwerk, und nachdem er aus dessen Fenstern lange das jenseitige Ufer beobachtet hatte, erteilte er Befehl, unweit der Pelzbrücke zwei neue Brücken zu schlagen, eine oberhalb, und die andere unterhalb der Mühle. Eine preußische Batterie auf dem Oberweinberge, dem sogenannten Lustenberge, fing sofort an, in der Richtung auf die Mühle zu feuern.

Ihre Kugeln schlugen in das Dach der Mühle und töteten mehrere Sappeurs, so daß Napoleon es nicht für ratsam

hielt, hier länger zu verweilen. Er begab sich daher mit einem seiner Begleiter wieder nach dem „Weißen Hof“, stieg hier zu Pferde und ritt nach der Stadt zurück.

Der Glockenschlag Zwölf war das Signal zum Anfang eines lebhaften Feuers aller französischen Batterien. Unter seinem Schutze ging die Division Maison über die indessen mit fast unglaublicher Schnelligkeit vollendeten Brücken und griff die gegenüber stehenden preußischen und russischen Truppen an. Der Hauptangriff war vorzüglich auf die zwischen Plagwitz und dem Bober liegenden Höhen gerichtet. Hier standen nur wenige Preußen, die sich indessen trefflich schlugen, aber ebenso wenig wie die ihnen zu Hilfe geschickten russischen Bataillone, den Feind aufhalten und die Höhen behaupten konnten. Daß diese Truppen sich in dem Dorfe Plagwitz so gut schlugen, war von bedeutendem Gewinn. Der Feind wurde dadurch abgehalten, schneller vorzugehen, und den preußischen Vortruppen auf dem Wein- und dem Hirschberge wurde Zeit gelassen, an den Rückzug zu denken.

Blücher war dieser Uebergang der Franzosen über den Bober unerwartet gekommen, weil er noch immer nicht an die Absicht der Feinde, angriffsweise vorzugehen, hatte glauben wollen. Nun aber ward schleunigst die Brigade des Prinzen Karl von Mecklenburg, eines Bruders der verstorbenen Königin Luise, zur Unterstützung der Avantgarde vorgeschickt; auch war schon die russische Division Kapczewitz unterwegs, um Hilfe zu bringen. Doch war es nicht mehr möglich, den Feind von den eingenommenen Bergen herabzuwerfen. Blücher beschloß daher, eine Rückzugsbewegung zu machen, um einer Schlacht auszuweichen. Das Gefecht dauerte bis gegen 3 Uhr.

Die Kanonen fuhren vom Weinberge ungestört ab, die Brigade Karl zog sich auf die Goldberger Straße und die Avantgarde unter Oberstleutnant von Lobenthal durch Deutmannsdorf zurück. Das Nordische Korps lagerte sich gegen Abend unweit des Gröditzberges, zwischen Klein-Neudorf und Hartliebtsdorf, ohne von den nachrückenden Feinden beunruhigt zu werden. Das Blücher'sche Hauptquartier ward nach Bilgramsdorf verlegt. Die Franzosen lagerten sich am Abend auf den Höhen von Zobten, Höfel, Petersdorf, Lauterseeifen und Plagwitz. Die Reiterei wurde bis Deutmannsdorf vorgeschickt. Die verlassene Stellung des Lauristonschen Korps bei Löwenberg nahmen die Garden ein, denen wieder das Korps von



phot. Mielert in Dortmund

Das Gasthaus zum „Weißen Ross“ in Löwenberg

Macdonald von Greiffenberg her nachrückte und dem Korps Lauristons über den Bober nachfolgte, obgleich das Hauptquartier des Marschalls selbst noch in Greiffenberg blieb.

Napoleon hatte sich in der Voraussetzung, daß Blücher die Boberlinie energisch verteidigen würde, getäuscht. Der eigentliche Zweck seines Eilmarsches nach Schlesien war verfehlt. Nachdem es Napoleon auch am 22. August nicht gelungen war, den Gegner zur Schlacht zu zwingen, gab er den Plan, soweit dabei seine Mitwirkung in Frage kam, auf, da er die Nachricht von dem Uebergange der böhmischen Armee über das Erzgebirge erhalten hatte. Er brach am 26. August von Löwenberg nach Dresden auf.

Przibilla

Ausgrabungen

Urnenfund in Rothenburg O.-L. Gegenwärtig werden auf dem Marktplatz in Rothenburg O.-L. Ausschachtungsarbeiten vorgenommen. Dabei wurden in unbedeutender Tiefe mehrere Urnen aufgefunden. Sachverständige schätzen das Alter der Funde auf etwa 3000 Jahre.

P. G.

Denkmäler

Bergbaudenkmal in Breslau. Vor dem Oberbergamte am Kaiser Wilhelms-Platz in Breslau ist ein etwa mannshoher Findlingsblock aufgestellt worden, der zu einem Denkmal der Wiedererweckung des schlesischen Bergbaues durch den Staatsminister von Heimitz und den Berghauptmann Grafen Neben ausgestaltet werden soll. Der Block besteht aus durch Gebirgsdruck stark gefaltetem Gneis und ist in der Brauntohlengrube „Iße“ in der Niederlausitz gefunden worden.

Denkstein bei Eichholz, Krs. Löwenberg. Am 6. Juli erfolgte die Weihe des von dem Kriegerverein Malitsch-Triebelwitz unter der Blücherlinde bei Eichholz errichteten Denksteins. Der hart an der Liegnitzer Kreisgrenze, aber noch auf Triebelwitzer Gemarkung errichtete Stein trägt auf der der Blücherlinde zugewandten Seite die Inschrift: „1813—1913. Mit Gott für König und Vaterland! Nachwelt gebente des Treuspruchs der Väter! Der Kriegerverein Malitsch-Triebelwitz.“ Die dem Denkmal bei Christianshöhe zugewandte Seite zeigt die Inschrift: „Gott half den Vätern in der Schlacht an der Raskbach am 26. August 1813.“

Kriegerdenkmal in Großburg, Krs. Strehlen. In Großburg, Krs. Strehlen, wurde am 20. Juli ein Denk-

mal enthüllt, das der Kriegerverein unter Aufwendung großer Opfer zum Andenken an die 1813, 1866, 1870/71 gefallenen Krieger des Kirchspiels Großburg errichtet hat. An der Feier nahmen außer 20 Vereinen u. a. Landrat von Lücken (Strehlen), der Spender der riesigen Granitblöcke, Herr Nicolaier, der Erbauer des Denkmals, Baumeister Pruffog, und Leutnant Carganico aus Breslau teil.

Ladenburgdenkmal in Breslau. Zum Gedächtnis des am 15. August 1911 gestorbenen, hervorragenden Breslauer Chemikers, Geh. Regierungsrats Professors Dr. Albert Ladenburg, hat die Chemische Gesellschaft in Breslau im großen Hörsaal des Chemischen Universitätsinstituts eine Büste Ladenburgs in Form einer Herme, ein Werk Theodor von Gosens, aufgestellt, die am 3. August eingeweiht wurde. Die Gedächtnisrede hielt Professor Dr. Herz, ein Schüler und langjähriger Assistent Ladenburgs.

Bauten

Karl Hartmann-Baude in Münsterberg. Der Verschönerungsverein Münsterberg feierte am 26. Mai unter großer Beteiligung von Ehrengästen und Mitgliedern die Einweihung der Karl Hartmann-Baude im Stadtpark. Das stattliche Gebäude, das nach dem Entwurf des Maurermeisters Wiesner im schlesischen Gebirgsbaudenstil errichtet ist, erforderte einen Kostenaufwand von über 60 000 Mark, die zum Teil durch namhafte Spenden des Rittergutsbesizers Dr. Paul Schottländer auf Hartlieb gedeckt sind. Die Baude enthält eine große Stube, die als Tanzsaal benutzt werden kann, ferner mehrere kleinere Kneipzimmer, acht Wohnungen für Sommerfrischler, eine Glasveranda, eine Wohnung für den Wirt und ein von Professor Joseph Langer (Breslau) künstlerisch ausgestattetes Vereinszimmer mit dem Bildnisse Karl Hartmanns (Bild auf S. 626).

Jubiläen

Besitzjubiläum der Familie von Thielau. Am 24. Juni 1763 kaufte Gottlob Sigismund von Thielau das Rittergut Lampersdorf, Krs. Frankenstein. Seitdem ist es ununterbrochen im Besitz der Familie von Thielau geblieben. Im vorigen Jahre ging die Herrschaft auf die Ur-Ur-Enkelin des ursprünglichen Erwerbers, Freifrau Maria von Gaudy, geb. von Prittwitz und Gaffron, Gattin des Regierungsrats a. D. Dr. Friedrich Freiherrn von Gaudy, über, die nunmehr das 150 jährige Besitzjubiläum begehen konnte.



phot. Dittmann in Münsterberg

Die neuerbaute Karl Hartmann-Baude im Münsterberger Stadtparke

Wohlfahrt

Kinderheim in Schmiedeberg. Ein Kinderheim für Waisen- und Säuglingspflege ist unter Leitung der Frankensteiner Diakonissin Emma Lorenz in Schmiedeberg eröffnet worden. Zur Errichtung des Heims überwies Oberförster Ahrens 4000 Mark und Fabrikbesitzer Pohl und Fabrikbesitzer Baumert je 2000 Mark.

Erholungsheim in Saalberg i. R. Vom Diakonissen-Mutterhaus Bethesda in Grünberg wurde im Dorfe Saalberg die Villa „Lug ins Land“ als Erholungsheim angekauft. Das Haus führt jetzt den Namen „Eben-Ezer.“

Kinderheim bei Guhrau. Anlässlich des Regierungsjubiläums des Kaisers ist in Schäß durch Stiftung der Frau Geheimrat von Gögler (Kleinloden) und Frau Landrat von Gögler (Schäß) ein Kinderheim und Gemeindehaus errichtet worden. Das Haus soll vor allen Dingen der Arbeit an der Jugend, sowohl der noch nicht schulpflichtigen, als auch der Schulentlassenen, dienen. Der geschmackvoll aufgeführte Bau ist durch einen Glockenturm gekrönt.

St. Benno-Stift in Liegnitz. Am 10. August fand in Liegnitz die Einweihung eines katholischen Waisenhauses, St. Benno-Stift genannt, statt. Die Anstalt umfaßt ein für 30 Kinder berechnetes Waisenhaus, Spielschule und Krippe.

Sitte und Brauch

Wendisches Erntefest. In früheren Jahren wurde bei den Wenden das Fest der Ernte sehr feierlich und unter Aufwendung großer Kosten begangen. Von diesem ursprünglichen Erntefest ist nur noch wenig geblieben. Doch gestaltet sich die Feier auch jetzt noch interessant genug. Am Sonntag nach beendeter Ernte versammelt sich jung und alt auf dem Dorfanger am Wirtshause. Die Trachten der Wendinnen leuchten in den verschiedensten Farben. Aus dem dunklen Nieder schauen die kurzen weißen Ärmel hervor. Der rote oder grüne Rock ist gleichfalls kurz und mit einem Seidenbunde umsäumt. Alle warten ungeduldig auf die Dorfkapelle. Endlich treffen die Musiker ein. Die durstigen Gesellen stärken sich erst im Wirtshause. Unterdessen lassen die Burschen deutsche und wendische Lieder erklingen. Endlich erfolgt der Abmarsch. Hinter der Kapelle folgen zwei Burschen. Der eine trägt die strahlende Erntekrone, der andere einen lebenden Hahn. Diesen beiden folgen zunächst die Burschen, dann die Mädchen. Auf einem freien Dorfplatze wird halt gemacht. Die Erntekrone wird auf einen Mast

gepflanzt, der Hahn in ein in die Erde gescharrtes Loch gebracht, das man mit einem Brette zudeckt. Auf das Brett stellen die Burschen einen Topf. Den jungen Gefellen werden nun von den Mädchen die Augen verbunden, und sie versuchen, den Topf mit einem Stück Holz oder einem Dreschflegel zu treffen. Wer den Topf trifft, ist erster, und wer auf die Scherben schlägt, zweiter Sieger. Beide werden von den Mädchen mit einem großen Kranze geschmückt. Hierauf bilden die Schönen um die beiden Sieger einen Kreis. Beide wählen sich mit verbundenen Augen je ein Mädchen. Die Erwählten sind die Königinnen des Festes. Nun bewegt sich der Zug nach dem Wirtshause zurück, wo der Tanz beginnt. Georg Paul

Sport

Das 30. deutsche Radfahrerbundesfest in Breslau. Vom 2. bis 5. August fand in Breslau das 30. deutsche Radfahrerbundesfest statt. Es brachte gegen 8000 Radfahrer nach Schlesiens Hauptstadt. Am 2. August fanden die sportlichen Vorwettbewerbe und abends in der Jahrhunderthalle ein Begrüßungsfest mit Feilspiel statt. Sonntag, den 3. August, vormittags wurde das Bundesbanner im Rathause der Stadt Breslau übergeben. Am 11 Uhr setzte sich der glänzende Fest- und Preistorso am Kaiser Wilhelmsplatz in Bewegung. Er bewegte sich durch die Stadt nach dem Festplatze der Jahrhundertfeier. Eine unübersehbare Zahl von Vereinen nahm an diesem Zuge mit Bannern und schön geschmückten Festwagen teil. Ein Festmahl schloß sich an den Corso. Nachmittags wurde die Bundesmeisterschaft auf der Radrennbahn in Grüneiche ausgetragen. In spannenden Konturrenzen gewann Rode vom „Velozipedklub Frankfurt a. M.“ die Bundesmeisterschaft über 1000 Meter vor Schage (Berlin) und Müller (Breslau) und Möder vom R.-V. „Concordia“ (Berlin), die Meisterschaft über 25 000 Meter vor seinen Klubgenossen Hellwig und Hansen. Den Kaiserpreis errang Schrefeld (Berlin) vor Rode (Frankfurt a. M.) und Heidenreich (Breslau). Im Gaumannschaftsrennen blieb der Gau Berlin Sieger vor den Gauen Breslau und Erfurt, im Motorradrennen Bolzt (Berlin) und im Vorgabefahren für Zweifitzer Müller-Neugebauer aus Breslau. Abends fand in der Jahrhunderthalle ein Saalsportfest statt. Dabei gewann die Meisterschaft im Kunstfahren Toni Neuber vom R.-V. „Flottweg“ (Düsseldorf) vor Wenzel vom R.-V. „Wratislawia“ (Breslau) und Gutschmidt vom R.-V. „Caputte“. Am Montag ging



phot. Matthias in Breslau

Gruppen aus dem Festkorso
aus Anlaß des 30. deutschen Radfahrerbundesfestes in Breslau

das Straßenrennen über 100 Kilometer auf der Strecke Klettendorf-Riefernendorf-Neumarkt-Canth-Oppebau-Südpark vor sich. Das Rennen gewann der R.-V. „Zugvogel“ (Ludenwalde) in 3 Stunden 7 Minuten vor über zwanzig Konkurrenten, den besten Mannschaften Deutschlands. Abends fand ein Gartenfest mit Preisverteilung im Südpark statt. Dienstag, den 5. August, fuhren die Radfahrer in Sonderzügen nach Zobten und wehten dort zur Erinnerung an die große Zeit vor hundert Jahren auf dem Zobtenberge an dem Malhügel einen Denkstein des Deutschen Radfahrerbundes und seiner Vereine ein. Stadtverordneter Heidrich aus Breslau hielt dabei die Festrede. G. H.

Aus der Sammelmappe

Unberühmt. Kurze, trockene Notizen, herausgegriffen aus denen, die unter „Tod fürs Vaterland“ in den „Schlesischen Provinzialblättern“ von 1813 stehen: „Drei Söhne des Marsch-Kommissarius v. Schelha auf Kampfern. Der jüngste, Friedrich, Fähnrich im ostpreuß. Kürassier-Regiment, blieb den 2. Mai bei Groß-Görschen, 17 Jahr alt; der zweite, Heinrich, Leutnant im 7. Infanterie-Regiment, wurde den 20. August bei Kulm verwundet und starb an den Folgen den 22. September zu Nienburg in Böhmen, 20 Jahr alt; der älteste, Karl, Leutnant im 2. Schles. Husaren-Regiment beim Korps des Generalleutnant v. Thielemann, wurde bei Zeiß den 28. September verwundet und starb an der empfangenen Wunde den 16. Oktober zu Schoenberg, 23 Jahr alt. Vorher hatte er den Orden des eisernen Kreuzes erhalten“. Ein anderes Blatt: „Gärtner, Königl. Regierungs-Rat bei der Breslauischen Regierung und Hauptmann in der Landwehr der Stadt Breslau, wurde am 30. Oktober im Treffen bei Warteburg in den Unterleib verwundet und starb den 16. November in Berlin, 56 Jahr alt. Zwei Söhne von ihm stehen unter den Fahnen des Vaterlandes und werden an den erhaltenen Wunden von ihrer Mutter gepflegt.“ Ein drittes Blatt: „Theodor Senft v. Pilsach, Portepée-Fähnrich im Schles. Kürassier-Regiment, einziges Kind des Königl. Geheimen Rat S. v. P. zu Breslau, 15 Jahr 10 Monat alt, erhielt am 14. Oktober in einem Gefechte zwischen Borna und Leipzig drei tödliche Kopfwunden, einen Stich in die Seite und einen in den Kopf, er wurde gefangen, einige Brave vom Regiment befreiten

ihn, er starb noch denselben Tag.“ Das ist derselbe, von dem Holtei schreibt, nachdem er die bittere Enttäuschung der zurückgewiesenen „armen Fünfzehnjährigen“ geschildert: „Glücklicher als ich war einer meiner näheren Schulfreunde, Theodor Senft v. Pilsach; obgleich nur wenige Monate älter als ich, brachte er es dahin, angenommen zu werden. Ausgezeichnet durch Fleiß, Verstand, feinste Sitten und zarte, weibliche Schönheit, gab er das anmutigste Bild eines werdenden Jünglings, er ist dasselbe fünfzehnjährige „einziges Kind...“ Solche Opfer erheben sich weit über den Durchschnitt derer, die sonst einem Kriege gebracht werden, aber das ist nicht das Bemerkenswerteste daran. Es liegt vielmehr in ihrer Unberühmtheit. Denn die beweist, daß sie keine Ausnahmefälle waren, die beweist, daß sie selbstverständlich gefunden wurden — und das ist das Große an ihnen. H.

Der Gefangenschaft entronnen. Im Jahre 1876 starb in Schlaup im Jauerischen Kreise der Kriegsveteran und ehemalige Hofegärtner Anton Thienz. Unter harter Arbeit und Entbehrungen aller Art war er 86 Jahre alt geworden. Wenn er sich des Nachts schlummerlos auf seiner dürftigen Lagerstätte streckte, erzählte er seinem Enkelsohne mit dem Ausdruck innerster Befriedigung wiederholt von seinen Erlebnissen in den Tagen der Raabachschlacht:

„Ich war damals 23 Jahre alt und trug die Uniform der Königsgrenadiere. Wir hatten mit den französischen Erbfeinden ein blutiges Gefecht bei Goldberg bestanden und zogen uns, von den Gegnern hartnäckig bedroht, nach der Gegend von Jauer hin langsam zurück. In den Mittagstunden am 26. August begann der Kampf aufs neue. Das Macdonaldsche Korps erstritt den Uebergang über die Wütende Neiße und stürmte unter heftigem Geschützfeuer die jenseitigen Höhen. Das Unglück wollte es, daß ich mit mehreren anderen meines Regiments von französischen Reitern gefangen genommen wurde. Wir waren schon längere Zeit marschiert und in der Nähe eines Gebüsches angelangt, als mich eine Notdurft ankam. Man erlaubte mir, beiseite zu gehen, und ich verbarg mich in dem dichten Gesträuch. Meine Begleiter zeigten nicht sonderliches Interesse für mich; denn der allgemeine Angriff seitens der Unsrigen hatte die Situation mit einem Schlage verändert. Das Gebüsch versprach mir zwar die Möglichkeit der Flucht, aber wie

diese bewerkstelligen? Unter unaufhörlich strömendem Regen tobte vor mir der Kampf. Ein Schwarm berittener Rothosen nach dem andern jagte an mir vorüber. Wurde ich gesehen, so war es aus mit mir. Da gewahrte ich am Rande meines Versteckes einen Pferdefadaver, der durch eine Granate seiner Eingeweide entleert war. Dahinein verfracht ich mich und hartte, von den Feinden ungesehen, meines Schicksals. Als ich aus dem Gewir deutscher Laute erkennen konnte, daß ich mich außer Gefahr befand, verließ ich mein Versteck und schloß mich den nachstürmenden Preußen an. Wenige Stunden später hatte ich mein Regiment wieder erreicht.“ P. Makler

Personliches

Geh. Konsistorialrat a. D. D. **Friedrich Streck** in Liegnitz vollendete am 13. Juli das 70. Lebensjahr. Geboren 1843 in Potsdam, studierte er in Berlin und wurde 1869 ordiniert, antierte als Pfarrer im Kreise Arnswalde, von 1873 in Bellmannsdorf, Krs. Lauban, seit 1879 als Oberpfarrer in Marllissa. 1887 wurde er Pastor von Kofschwitz und Groibnig, Krs. Liegnitz, und 1901 Konsistorialrat in Breslau. 1908 wurde er Geh. Konsistorialrat, 1909 trat er in den Ruhestand. 1912 ernannte ihn die Universität Breslau zum Doktor der Theologie hon. causa. Geheimrat D. Streck ist Vorsitzender des schlesischen Provinzial-Vereins für innere Mission und verschiedener anderer Vereine. Lange Jahre war er Vorsitzender der schlesischen Missions-Konferenz, der schlesischen konfessionellen Vereinigung und der schlesischen Pastoral-Konferenz. Lange Zeit gehörte er auch als Mitglied der Provinzialsynode, sowie der Generalsynode an und war bei sieben Diözesen Mitglied der Generalvisitations-Kommission. P. S.

Vor 50 Jahren, am 4. August 1863 verstarb in Schlesiens Hauptstadt einer der größten Musiker, die Breslau zu seinen Söhnen zählen darf, der Kgl. Musikdirektor **Adolph Hesse**. Hesse wurde in Breslau am 30. August 1809 als Sohn eines wohlhabenden Tischlermeisters geboren, der keine Mittel scheute, um das musikalische Talent seines Sohnes zu fördern. Zu seinen Lehrern wählte er F. W. Berner und E. Köhler. Im Alter von 9 Jahren machte Hesse seine erste Kunstreise, auf der er sich im Klavier und Orgelspiel öffentlich hören ließ. Nach dem Tode seines Vaters erstand dem jungen Hesse ein verständnisvoller Förderer in der Person des Stadtbaurats Knorr, dieser verschaffte dem werdenden Künstler ein städtisches Stipendium, das ihm alljährliche Studienreisen ermöglichte. Auf der ersten dieser Reisen (1828) machte er die Bekanntschaft Louis Spohrs und Ch. G. Rinks, die einen entscheidenden Einfluß auf seinen Werdegang ausübten. Letzterer vervollkommnete Hesse auf dem Gebiete der Instrumentalmusik, während Spohrs meisterhafte Kunst Hesses hervorragendes Können im Orgelspiel den letzten abrundenden Schluß verlieh. Hesse war ein fanatischer Verehrer klassischer Kompositionen, er war der Ansicht, daß nach Haydn, Mozart, Beethoven Besseres und Neues garnicht mehr geschaffen werden könnte. Sebastian Bachs Orgelkompositionen spielte er mit unerreichter Meisterschaft, und Mozarts Requiem erschien ihm als die Krone aller Kirchenkompositionen. Diesen Meistern strebte er in seinen Kompositionen nach, welche die stattliche Zahl von 82 erreichten, und in ihrem Sinne wirkte er als zweiter Organist an der Elisabethkirche in Breslau (1827 bis 1831) und später als erster Organist bei St. Bernhardin (1831 bis 1863). Das Breslauer Konzertniveau hob Hesse zu künstlerischer Höhe, und durch seine mit dem Theaterorchester veranstalteten Symphoniekonzerte verbesserte er den Geschmack des Breslauer Konzertpublikums. Wiederholt führten ihn Kunstreisen nach Paris, wo er sich einen derartigen Ruf erwarb, daß er auf Anordnung Louis Philipps nach Paris berufen wurde, um das neuerbaute, mächtige Orgelwerk der Kirche zu

St. Eustache bei der Einweihung zu spielen (1844). Hesses ausgeprägter Heimatsinn führte ihn wieder nach Schlesien zurück, trotzdem ihm ein lockendes Anerbieten für Paris gemacht worden war. Auch das schwierige Amt eines Kritikers verwaltete Hesse lange Jahre mit objektiver Sachlichkeit, zunächst in der Breslauer Zeitung, und später in der Schlesischen Zeitung. Hesse ruht auf dem Elftausendjungfrauenkirchhofe, wo man jetzt sein mit schlichtem Stein geschmücktes Grab, linker Hand vom Eingange, den Eintretenden an einen bedeutenden Künstler und Menschen erinnert. Objt

Am 11. August vollendete **Herzog Ernst Günther zu Schleswig-Holstein** sein 50. Lebensjahr. Er ist der Sohn des Herzogs Friedrich von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg und Bruder der deutschen Kaiserin. Vom Frühjahr 1864 bis zum Ausbruch des Krieges von 1866 lebte er mit seinen Eltern in Kiel. 1880 folgte er nach dem Tode seines Vaters diesem in dem Besitz von Schloß und Herrschaft Primkenau und trat als Leutnant in die preußische Armee ein; er ist Oberst der Kavallerie à la suite des Leibgardehusaren- und des Infanterieregiments Herzog von Holstein Nr. 85. 1898 vermählte er sich mit Prinzessin Dorothea, Tochter des Prinzen Philipp von Sachsen-Coburg-Gotha. M.

Kleine Chronik

Juni

26. Der Verband deutscher Städtestatistiker eröffnet in der Sitzungssaale der Breslauer Armendirektion seine 27. Tagung.

Juli

4. Der bis zum 8. Juli dauernde Schlesische Pfingsttag hält seine erste Sitzung in Breslau ab.

9. Ein Hochfeuer wüthet in dem Graf Hendel von Donnersmark gehörigen Schlosse Grambschütz, Kreis Namslau.

10. Im Breslauer Konzerthause beginnt der 2. Deutsche Gärtnerstag seine diesjährige Tagung.

13. In Kokenau findet das 1. Gausängerfest des Gaues Liegnitz im Niederschlesischen Sängerbunde statt.

16. Die Provinzial-Heil- und Pfllegeanstalt in Bunzlau begeht in feierlicher Weise das Fest ihres 50 jährigen Bestehens.

16. In Reichenbach findet die kirchliche Weihe des an der Beutlerstraße errichteten St. Joseph-Krankenhauses statt.

18. Der Bund schlesischer Jäger und Schützen eröffnet in der Breslauer Jahrhunderthalle sein Bundesfest.

19. Im Breslauer Südpark wird der Grundstein zu einem Denkmal für die Königin Luise gelegt.

20. Die Stadt Landeck begeht in festlicher Weise — durch Festzug und eine Feier am Waldtempel — ihre Jahrhundertfeier.

20. Die Stadt Reichenbach begeht das Jahrhundertgedenken durch einen imposanten Festzug, einen Festakt vor dem Rathaus und ein Volksfest im Schützengarten.

Die Toten

Juli

15. Herr Schultat Joseph Dobroschke, 81 J., Leobschütz.

19. Herr Geh. Justizrat Viktor Veier, 59 J., Breslau.

21. Herr Apothekenbesitzer Theodor Grundke, 59 J., Breslau.

28. Herr Pastor a. D. Heinrich Klüm, 76 J., Breslau.

28. Herr Landgerichtsrat a. D. Julius Gregorius, Görlitz.

August

1. Herr Amtsgerichtsrat a. D. Hermann Giersberg, 48 J., Breslau.

2. Herr Rittmeister a. D. Otto v. Ramin, Cunnernsdorf i. Nsgb.

Die reiche Braut

Roman von A. Oskar Klausmann

(21. Fortsetzung)

Noch in derselben Stunde setzte er sich hin und schrieb eine Berichtigung an das Blatt. Gegen alle Gewohnheit ging er abends spät noch aus, um den Brief selbst in den Briefkasten des Eisenbahnwagens zu stecken. Er ging auch gegen seine Gewohnheit in das Wirtshaus zum „Schlägel und Eisen“, um dort ein Glas Bier zu trinken und zu hórchen, ob unter den Beamten über die Zeitungsnotiz gesprochen würde. Erst gegen Mitternacht kam er nach Hause, und seine Frau war mehr über diese Aenderung in seinen Lebensgewohnheiten entsetzt, als über seine Wutausbrüche.

Am übernächsten Morgen brachte die Zeitung wiederum eine Notiz, welche diesmal lautete:

„Wir teilten vor zwei Tagen mit, daß der Referendar Siegner die Verteidigung des ehemaligen Oberschichtmeisters Kornke vor den Geschworenen übernommen habe. Wir fügten ferner hinzu, daß der Verteidiger der Bräutigam der einzigen Tochter des Kornke sei. Wir erhalten hierzu eine Berichtigung, nicht von dem Referendar, sondern von dessen Vater. Diese Berichtigung ist in einem derartig beleidigenden Ton abgefaßt, daß wir keine Veranlassung haben, sie abzudrucken. Ihr Inhalt ist, daß der Referendar Siegner nicht der Bräutigam von Fräulein Helene Kornke sei. Eine solche Versicherung hätte für uns nur Wert, wenn sie von dem Bräutigam selbst ausgegangen wäre. Dieser Herr hat aber wohl am allerwenigsten Veranlassung, eine Berichtigung einzusenden; denn in der Tat steht er zu der Tochter des ehemaligen Oberschichtmeisters in Beziehungen solch intimer Art, daß man im Interesse des jungen Mannes und der Dame nur annehmen muß, daß es sich in der Tat um eine Brauttschaft handelt.“

Auch diese Nummer wurde an die früheren Adressen geschickt, und als Karl abends nach schwerer Tätigkeit heimkam, fand er diese Notiz, die über sein und Helenens Schicksal entschied.

Er war zuerst vor Schreck wie gelähmt; denn er war es nicht gewöhnt, seinen Namen in derartige öffentliche Diskussionen hineingezogen zu sehen, und noch fürchterlicher war es ihm, daß auch Helenens Name genannt worden war. Jetzt hatte auch seine Braut das Letzte verloren, was sie besaß, ihre Ehre, wenn er schwieg.

Jetzt ahnte Karl auch, von welcher Seite die feindlichen Geschosse kamen. Öffentlich hatte er Helene nur beim Abschiede geküßt, und hierbei mußte er einen ungeesehenen Zeugen gehabt haben. Bei Karl stand es fest, daß dieser Zeuge Gasda gewesen war; denn er hatte damals wohl bemerkt, wie der Bösewicht vom Bahnhofe aus seinen Schritten gefolgt war.

Der Würfel war jetzt gefallen; nun gab es nur noch einen einzigen Schritt für Karl, und er zögerte nicht, ihn zu tun.

Er schrieb noch in später Abendstunde einen langen Brief an die Zeitung, in welchem er erklärte, daß er in der Tat der Bräutigam von Fräulein Helene Kornke sei, daß aber aus leicht zu erratenden Gründen bisher von einer Veröffentlichung der Verlobung Abstand genommen worden sei. Gleichzeitig erklärte er, daß von einer Uebernahme der Verteidigung durch ihn schon deshalb keine Rede sein könne, weil er aus dem Justizdienste ausscheide.

Dann nahm er einen Bogen Papier und schrieb sein Entlassungsgesuch. Er erklärte darin kurz, daß es ihm Gründe privater Art unmöglich machten, die eingeschlagene Laufbahn weiter zu verfolgen. Gleichzeitig bat er um die Erlaubnis, dem Direktor persönlich die Gründe auseinandersetzen zu dürfen. Diese Briefe trug er noch in der Nacht zur Post, damit sie rechtzeitig ihre Adresse erreichten. Dann warf sich Karl todmüde auf das Bett. Etwas wie Beruhigung war über ihn gekommen; die Entscheidung war gefallen; nun mochte geschehen, was da wollte. Er hatte seine Pflicht getan. Der Vater selbst hatte mit seiner ungeschickten Berichtigung die neue Katastrophe herbeigeführt.

Am nächsten Morgen begab sich Karl im Frackanzug nach dem Gericht, um hier dem Staatsanwalt mitzuteilen, daß er soeben seinen Abschied eingereicht habe. Dann verfügte er sich nach dem Bureau des Gerichtsdirektors. Dieser alte, im Justizdienste ergraute, bureaukratisch zugeknöpfte Herr empfing ihn freundlicher als gewöhnlich, reichte ihm sogar die Hand und sagte:

„Ich habe Ihr Abschiedsgesuch erhalten, und wenn ich es auch bedaure, daß eine junge und tüchtige Kraft wie Sie dem Justizdienste verloren geht, glaube ich doch, daß Ihnen nichts anderes übrig blieb, als diesen Schritt zu tun.“

„Eine sehr traurige Sache,“ sagte er, „aber in der That, Sie müssen ihren Abschied nehmen. Hätten Sie nicht selbst ihre Entlassung nachgesucht, so hätte ich dies morgen von Ihnen verlangt; denn mit dem Zugeständnis, der Bräutigam jener Dame zu sein, sind Sie als Jurist unmöglich. Als Mensch kann ich es nur bedauern, daß Unschuldige durch die Schuld eines andern leiden. In meinen Augen und in denen jedes anständigen Menschen ist die Tochter des Verbrechers ebenso unschuldig wie Sie, der Sie ihre Pflicht gegen die Dame erfüllen. Aber leider sind Sie durch diese Verlobung aus der guten Gesellschaft ausgeschlossen, und ich kann unter den mir zur Ausbildung anvertrauten jungen Juristen niemand dulden, der keinen Anspruch auf Zugehörigkeit zu diesen Kreisen hat. Die Sache hat auch einen durchaus praktischen Hintergrund. Sie können nicht Verbrecher aburteilen, wenn sie selbst in naher Beziehung zu einem solchen stehen. Sie mißverstehen mich hoffentlich nicht; diese Erörterung ist eine rein akademische und dienstliche. Persönlich kann ich Ihnen nur sagen, daß ich das Schicksal des Oberschichtmeisters Kornke auf das tiefste bedauere, weil ich von allen Seiten höre, daß er sonst ein liebenswürdiger Mensch gewesen ist. Als Mensch kann ich Ihr Verhalten auch nur billigen, ich kann Ihren Mut bewundern; aber als Ihr Vorgesetzter muß ich Ihnen erklären: Sie sind als Jurist unmöglich!“

„Ich wußte das,“ entgegnete Karl, „und wollte allen Weiterungen durch mein Abschiedsgesuch zuvorkommen.“

„Ich danke Ihnen für diesen Schritt,“ sagte der Gerichtsdirektor und reichte Karl nochmals die Hand. „Ich wünsche Ihnen alles Glück für die Zukunft, und wenn Sie eine Empfehlung irgend welcher Art brauchen, so stehe ich zur Verfügung. Ich kann Ihnen das Zeugnis geben, daß Sie während der kurzen Zeit Ihrer Tätigkeit beim hiesigen Gericht bewiesen haben, daß Sie ebenso tüchtig, als fleißig und gewissenhaft sind. Sie werden jetzt wahrscheinlich ein Unterkommen in der Industrie suchen?“

„Jawohl!“ erwiderte Karl. „Sie gestatten, daß ich mich empfehle, Herr Gerichtsdirektor.“

„Nochmals viel Glück,“ sagte der Direktor, „und wenn ich Ihnen einen guten Rat geben darf, machen Sie bei den Herren vom Gericht keine offiziellen Abschiedsvisiten. Sie bringen diese Herren, besonders aber ihre Frauen, doch nur in eine gewisse Verlegenheit.“

Karl lächelte.

„Ich habe nicht daran gedacht, diese Abschiedsvisiten zu machen. Ich hielt es nur für meine Pflicht, mich von Ihnen, Herr Direktor, zu verabschieden.“

„Gut, gut!“ erklärte der Direktor. „Nochmals viel Glück für die Zukunft!“

Dann wendete er sich seinen Akten zu.

Karl kam nach Hause und schrieb einen kurzen Brief an seinen Vater.

„Lieber Vater! Von der feindlichen Hand, welche die nichtswürdige Zeitungsnotiz in die Oeffentlichkeit gebracht hat, ist Dir wohl auch ebenso wie mir eine Nummer mit Deiner Berichtigung und der daran geknüpften Bemerkung der Redaktion zugegangen. Ich habe daraufhin das getan, was ich tun mußte. Ich hoffe, Du wirst bei reiflicher Ueberlegung zu der Ueberzeugung kommen, daß ich nicht anders handeln konnte.“

Den Nachmittag verbrachte Karl damit, einen langen Brief an Emma und Marxdorf zu schreiben. Ohne Ahnung von den Katastrophen, welche sich in so kurzer Zeit in der Heimat vollzogen hatten, schwammen die beiden noch auf hoher See. Karl hielt es für seine Pflicht, Schwester und Schwager zu unterrichten und auch sein Verhalten zu rechtfertigen, und es tat ihm wohl, sich alles das vom Herzen herunterschreiben zu können, was ihn in letzter Zeit so schwer bedrückt hatte.

XVIII.

Und wieder kam die Sonne eines neuen Tages herauf und leuchtete in Karls Zimmer. Sie fand den Bewohner verändert gegen die Tage vorher. Die Zeit des Zweifels, des Schwankens war vorüber. Karl saß an seinem Schreibtisch und zählte seine Barschaft. Ewers hatte ihm für seine Bemühungen im Bureau einen Hundertmarkschein aufgezwungen. Jetzt kam ihm der Betrag außerordentlich gelegen. Er verfügte jetzt über zusammen hundertfünfzig Mark. Damit konnte er bei bescheidenen Ansprüchen schon einige Wochen leben, wenigstens so lange, bis er eine Stellung gefunden hatte. Unzweifelhaft kamen Tage schwerer Arbeit, ja, auch der Entbehrung für ihn. Aber freudig wollte er das alles auf sich nehmen, wenn er dafür Seelenfrieden und Ruhe in seinem Innern eintauschte. In dieser Stunde, in der er seine Berechnung anstellte, erschien gleichzeitig seine Berichtigung in der Zeitung. Wahrscheinlich gegen Mittag bekam sein Vater sie zu Gesicht, und Karl konnte mit Sicherheit darauf rechnen, daß er am nächsten Morgen schriftlich den „Fluch“ seines Vaters empfangen würde. Es war ihm nicht gleichgültig, in solchen Gegensatz zu seinem Vater zu treten; aber Karl hatte nicht anders gekonnt. Unter dem Druck der Verhältnisse hatte er gehandelt.

Es war morgens gegen sieben Uhr, als an seine Thür geklopft wurde. Zu seinem Erstaunen trat Ewers ein und zwar mit einem Zeitungsblatte in der Hand. Karl erkannte auf

den ersten Blick die neue Nummer der „Industrie“. Ewers sah sehr ernst aus, und nachdem er kurz seinen Mieter begrüßt hatte, reichte er ihm die Nummer mit den Worten:

„Die Berichtigung geht von Ihnen aus?“

Karl nickte und sagte dann:

„Ich danke Gott, daß Sie da sind, Herr Ewers. Ich habe mich danach gesehnt, mich mit Ihnen auszusprechen. Ich bin Ihnen als dem Vormund Helenens eine Aufklärung schuldig. Ich hätte viel darum gegeben, wenn ich Sie in den letzten schweren achtundvierzig Stunden hier gehabt hätte.“

„Die Beziehungen zwischen Ihnen und Helene“, sagte Ewers, „brauchen Sie mir nicht zu schildern. Ich bin in der Nähe der österröichischen Grenze beschäftigt gewesen, und dort sind mir die beiden vorigen Nummern der Zeitung in die Hände gefallen, in denen von Ihnen und Helene die Rede ist. Besonders die Nummer, welche die Berichtigung Ihres Vaters und die daran geknüpfte Bemerkung der Redaktion enthält, hat mir einen großen Schreck eingejagt. Ich bin sofort mit Zurücklassung aller Arbeiten zu Helene und ihrer Mutter gereist, und Helene hat mich über alles aufgeklärt. Nebenbei bemerkt, habe ich es für notwendig erachtet, die beiden Frauen aus ihrem bisherigen Wohnsitz zu entfernen. Ich habe sie noch gestern Abend ziemlich spät hierher nach Beuthen gebracht. Ich habe eine bescheidene Wohnung für sie gefunden, in welcher sie sich wohler fühlen werden als in dem Heimatsorte, wo sie fortwährend Aufregungen ausgefetzt sind. Gestern abend spät wollte ich Sie nicht mehr stören. In diesem Augenblicke erhielt ich die neueste Nummer mit Ihrer Berichtigung und komme, um Ihnen zu sagen, daß Sie wie ein Ehrenmann gehandelt haben. Ich bin aber nicht nur gekommen, um Ihnen meine Anerkennung wegen Ihrer Handlungsweise auszudrücken, sondern um Sie zu fragen: was geschieht nun mit Ihnen?“

„Ich war mir der Folgen meiner Handlungsweise bewußt“, erklärte Karl, „und habe bereits meinen Abschied als Jurist genommen. Morgen werde ich wohl auch schriftlich den Fluch meines Vaters empfangen, und dann werde ich versuchen, von vorn anzufangen. Ich hoffe durch eine Empfehlung des Bergrats von Muvius, an den ich in diesem Augenblicke schreiben wollte, eine Anstellung bei der Industrie zu bekommen.“

„Und es wird Ihnen nicht leid tun, so gehandelt zu haben?“ fragte Ewers. „Glauben Sie nicht, daß einmal ein Tag kommen wird, da Sie es bereuen werden, dem Mädchen, das Sie lieben, alles zum Opfer gebracht zu haben?“

„Ich glaube es nicht.“

„Sie müssen sich darüber klar werden“, sagte Ewers, „daß die Stellung, die Sie eventuell bekommen, nur eine sehr untergeordnete sein kann.“

„Gewiß, man wird mir nicht gleich eine gut dotierte Stellung geben. Aber, Herr Ewers, ich vertraue nicht nur auf Gott, sondern auch auf meine eigene Energie, auf meinen guten Willen und auf meinen Fleiß.“

„Ich will Ihnen einen Vorschlag machen“, sagte Ewers. „Wenn Sie Beamter werden, müssen Sie sich mühsam emporarbeiten. Sie haben aber auch auf Helene und ihre Zukunft Rücksicht zu nehmen. Sie haben mir einigermaßen in mein Handwerk hineingesehen und sich mit der Markscheideerei beschäftigt. Hätten Sie nicht Lust, Markscheider zu werden? Die Sache ist verhältnismäßig einfach. Sie haben zwei Jahre mindestens zu lernen, bis Sie sich zum Staatsexamen stellen können. Die wissenschaftlichen Kenntnisse haben Sie ja, Sie müßten aber die Feldmессerei unter und über Tage kennen lernen, und es werden so zwei Jahre vergehen, bis Sie Ihr Staatsexamen gemacht haben. Hätten Sie Lust zu der Sache? Sie werden als Markscheider selbständig, und wie Sie an mir sehen, nährt die Beschäftigung ihren Mann.“

Karl lächelte.

„Sie sind sehr freundlich, Herr Ewers“, sagte er, „aber wie Sie wissen, war ich bisher von meinem Vater abhängig. Er hat sich schon halb und halb am letzten Sonntage von mir losgesagt, und von ihm habe ich nichts mehr zu erwarten. Daher kann ich mich nicht zwei Jahre selbst erhalten.“

„Ich meine doch!“ erklärte Ewers. „Wie Sie wissen, brauche ich dringend einen neuen Bureauvorsteher. Sie haben diesen Posten bisher bis zu einem gewissen Grade ausgefüllt. Ich weiß, was ich an Ihnen habe. Wollen Sie bei mir Bureauvorsteher werden? — Ich will Sie in keiner Weise so unterstützen, daß Ihnen dies lästig wird, daß Sie fürchten müssen, von mir ein Almosen entgegenzunehmen, zum mindesten eine Gefälligkeit, für die Sie sich nicht revanchieren können. — Versetzen Sie sich einen Augenblick in meine Lage. Ich brauche jemand, der mich vertritt, der meine Interessen wahrnimmt. Treten Sie bei mir in das Bureau ein — die Arbeit wird eine Lehrzeit für Sie sein — und nehmen Sie dafür die kleine Entschädigung, die ich Ihnen schon neulich dafür bot. Nehmen Sie hundert Mark monatlich von mir und die freie Wohnung, wie bisher. Natürlich steht Ihnen die Zeit zur Verfügung, die Sie für das praktische Arbeiten im Bergwerk und für das praktische Messen

erst unter und dann über Tage brauchen. Diese freie Zeit bewillige ich Ihnen aber gern; denn ich habe dafür einen ganz besonderen Grund: Ich habe ein blühendes Geschäft. Wenn Sie Einblick in meine Bücher bekommen, werden Sie sich überzeugen, daß meine Einkünfte ganz bedeutende sind. Was geschieht nun mit dem Geschäft, wenn ich so alt werde, daß mir das Herumsteigen im Wasser der Bergwerke und die Anstrengungen meines Berufes nicht mehr möglich sind? Ich habe keine Erben, keine Verwandten. Ich versichere Sie, wenn man im Laufe von zwanzig Jahren etwas aufgebaut hat, wie mein Geschäft, dann geht es einem gewaltig an das Herz, wenn man sieht, wie dieser Aufbau einfach ohne Nachfolger stehen bleibt und allmählich verfällt. Ich verfolge also bei meinem Anerbieten zugleich einen selbstsüchtigen Zweck. Sie sollen eben später mein Geschäft übernehmen. Es kommt noch ein Grund hinzu. Als Vormund Helenens habe ich Pflichten gegen sie auch betreffs ihrer Zukunft. Wenn ich Ihnen, dem Bräutigam Helenens, helfe, helfe ich Helene auch. Die Bezahlung, die ich Ihnen biete, ist eine sehr geringfügige, und ich bin jederzeit bereit, Ihren Gehalt zu erhöhen, wie ich das auch tun werde, sobald Sie sich mir nützlicher machen können. Ich biete Ihnen kein Almosen, ich bringe Sie auch nicht in die unangenehme Lage, in mir Ihren Wohlthäter sehen zu müssen; also was sollte Sie abhalten, meinen Vorschlag anzunehmen? Wollen Sie Bedenkzeit?"

Karls Augen waren feucht.

„Nein, Herr Ewers“, entgegnete er, „ich brauche keine Bedenkzeit. Es konnte mir in diesem Augenblick kein besserer Vorschlag gemacht werden. Wollen Sie mich nehmen und mir gestatten, Ihnen zu zeigen, daß ich dankbar bin, dann bin ich der Ihre.“

Ewers reichte ihm beide Hände, und als Karl einschlug und mit festem Griff die Hände des liebenswürdigen Mannes festhielt, zog Ewers ihn auf einen Augenblick an seine Brust.

Dann trat er an das Fenster. Karl sah, wie er sich wiederholt die Augen wischte. Auch Karl hatte mit seiner Ergriffenheit zu tun, und kaum hatte er dieselbe niedergekämpft, als Ewers sich wieder zu ihm wendete:

„Sehen Sie, wir Menschen sind Egoisten, der eine mehr, der andere weniger. Da habe ich so aus kaltem Egoismus jetzt auch gegen Sie gehandelt, und es ist mir, als ob damit ein Unrecht, das auf meiner Seele lastete, zum Teil wenigstens wieder gut gemacht wäre in dieser Stunde. Mein lieber Freund, fünf- undzwanzig Jahre sind es her, als ich in fast gleicher Lage war, wie Sie. Auch ich liebte ein Mädchen und wurde wieder geliebt. Meine

Neigung fand aber den heftigsten Widerstand bei meiner gesamten Verwandtschaft, vor allem bei meinen Eltern. Böse, böse Kämpfe habe ich durchgemacht; monatelang, jahrelang habe ich gerungen, bis sie mich müde bekommen hatten. Dann entsagte ich und war ein gehorsamer Sohn.“

Ewers machte eine Pause, und sein Gesicht sah schmerzlich bewegt aus. Er fuhr mit der Hand über die Stirn, als wollte er dort unangenehme Erinnerungen verwischen, und fuhr fort:

„Ja, ich habe entsagt und habe es mein Leben lang bereut. Das Leben hat mir viel Glück und Erfolge gebracht, aber sie haben mich niemals befriedigt; denn selbst in den Augenblicken, in denen ich Veranlassung gehabt hätte, mich über meine Erfolge zu freuen, sagte ich mir, daß ich sie nicht verdient hätte, weil ich einmal im Leben nicht nach meinem Herzen, sondern nach meinem Kopfe gehandelt habe. Das Mädchen, das ich liebte, und das mich wieder liebte, starb einige Jahre nach der Entfagung. Nicht an gebrochenem Herzen. Sie starb, und deshalb wurde es mir unmöglich, später wieder gut zu machen, was ich einst an der Liebe dieses Mädchens gesündigt hatte. Wie oft habe ich gewünscht, noch einmal jung zu sein, noch einmal vor die Frage gestellt zu werden, bei welcher ich mich einst für die Entfagung entschieden hatte. Solche Wünsche sind töricht, sie gehen nicht in Erfüllung; aber etwas anderes bringt uns das Leben: die Einsicht unserer Irrtümer. Und es bringt uns mit zunehmendem Alter bei andern, uns lieben Menschen die Wiederholung alles dessen, was wir selbst erlebt haben, dessen, was wir zu erleben noch einmal wünschen. Warum soll ich es Ihnen nicht in dieser Stunde sagen, Karl, daß Sie mir lieb geworden sind? Denken Sie daher, wie es mich entsetzt hat, als ich erfuhr, daß Sie vor dieselbe Frage gestellt worden seien, vor welcher ich vor fünf- undzwanzig Jahren stand. Ich habe gezittert davor, daß Ihre Entscheidung so ausfallen könnte wie die meine, und es erfüllt mich mit Freude, daß Sie anders entschieden haben. Und nun werden Sie mein Interesse für Sie verstehen. Von heute ab sollen Sie in mir nicht Ihren Lehrmeister und Vorgesetzten, sondern Ihren ehrlichen Freund sehen, der Ihnen mit einer Herzlichkeit zugetan ist, welche selbst durch den Unterschied der Jahre, der zwischen uns besteht, nicht beeinflusst werden soll. Und nun reichen Sie mir nochmals Ihre Hand, Karl, und lassen Sie mich Ihnen ein „Glück auf“ zurufen, zu dem neuen Lebensziel, das Sie sich heute gesteckt haben!“

(Schluß folgt)



Der Stadtbaumeister

Von Paul Westheim in Berlin

Je gewaltiger die Städte anwachsen, um so mehr Macht vereinigt sich in den Händen des Stadtbaumeisters. Der einst leicht überschaubare Kreis seiner Wirksamkeit scheint sich ins Ungemessene erweitern zu müssen. Die Zahl der von den Kommunen zu bewältigenden Funktionen, die, Lösung heischend, in irgend einer Weise bei dem Stadtbaumeister münden, wächst und wächst, während die Art der Amtsausübung scheinbar keine Veränderung erfahren hat. Scheinbar, denn der Stadtbaumeister von heute, der an hundert Ecken und Enden zugleich gebraucht wird, kann unmöglich noch das sein, was sein Amtsvorgänger ein oder zwei Generationen zurück gewesen ist. Fritz Schumacher, jetzt selbst an der Spitze eines der größten Stadtbauämter, hat vor Jahren einmal in seinen „Streifzügen eines Architekten“ mit weitausladender Gestie die Situation des architektonischen Stadtleiters gezeichnet, vielmehr alle diejenigen Aufgaben zusammengefaßt, die neu und kaum einmal durch eine Tradition gelöst auf ihn einströmen. Wenn er die Oberbürgermeister unserer Großstädte in Parallele setzt mit den kunstbeherrschenden und kunstfördernden Mäcenaten der alten Zeit, so hätte er den Stadtbaumeister vergleichen können mit der ganzen kunstschaffenden Sippe, die ein solcher Mäcen um sich zu sammeln pflegte. Liegen doch hier in einer Hand vereinigt so viele schöpferische Aufgaben und so

viel künstlerische Verantwortung, wie sie früher ganze Werkstattgruppen nicht hatten. Man denke nur an den weiten Umfang der Hoffmannschen Tätigkeit in Berlin, denke an Buch, wo unter seinen vielbeschäftigten Händen so nebenbei eine ganze Stadt entstanden ist; man denke schließlich an dieses Vierterlei von Verwaltungsgebäuden, Schulen, Bibliotheken, Markthallen, Wasserwerken, Brücken, Feuerwachen, Krankenhäusern, was alljährlich in deutschen Städten gebaut werden muß.

Wir, die wir den Städtebau nicht mehr mechanisch, sondern künstlerisch aufgefaßt sehen wollen, denen eine Wohnlichkeit im weitesten Sinne als das zu erstrebende Ziel vorschwebt, sind nicht wenig erstaunt über die Tatsache, daß heute der Stadtbaumeister eigentlich keinerlei Macht hat über den für seine gesamte Tätigkeit grundlegenden Faktor: die Stadtanlage. Der Stadtplan und seine Baufluchtlinien gehen ihn von Amtswegen nichts an. Sie gehören nach alter, aber keineswegs guter Sitte in das Tiefbauressort. Es ist ja zweifellos richtig, daß bei allen diesen Fragen der Stadterweiterung, der Geländeausschließung und Straßenfestsetzung eine Ansammlung von technischen Voraussetzungen zu bewältigen ist, daß der Architekt gar nicht auskommen könnte ohne die weitgehendste Unterstützung des Technikers, allein es erscheint uns doch als ein unhaltbarer Zustand, ihn, der immerhin das künstlerische

Gewissen in der Stadtverwaltung repräsentiert oder wenigstens repräsentieren sollte, gänzlich auszuschließen von der Stelle, wo der Organismus seine eigentliche Struktur erhält. Im Gegenteil, wenn wir die Grundgedanken der neuen städtebaulichen Bestrebungen richtig erfaßt haben, so ist doch ihr Ziel nicht eine Ausschaltung, wohl aber eine Unterordnung des technischen Konstrukteurs unter den Architekten, der räumlich und weiträumig Städtebilder von großem Zug entwickeln soll. Es ist wohl nicht zu hart gesagt, wenn man den heutigen Zustand, der dem Stadtbaumeister die Aufgabe gibt, monumentale und repräsentative Bauten zu errichten in den Brennpunkten einer Anlage, auf die er keinerlei Einfluß ausüben konnte, als Dilettantismus bezeichnet. Ein Dilettantismus, der mit verantwortlich ist für so manchen schlimmen Zug in der Physiognomie der neuen Großstädte. Eine solche Trennung zwischen der Stelle, die den Stadtplan gestaltet und der anderen, die dann in diesen Plan hinein ihre Bauten setzt, erscheint uns einigermaßen unverständlich. Das Natürliche wäre doch eine Vereinigung dieser Gewalten, und zwar für unsere Begriffe wäre es das einzig Mögliche, eine Vereinigung in der Hand des architektonisch schöpferischen Gestalters. In dieser Richtung scheinen ja auch die Erwägungen zu liegen, die neuerdings — in Preußen wenigstens — die maßgebenden Regierungsstellen beschäftigen.

Womit keineswegs gesagt sein soll, daß für die Stadtbauämter eine Erweiterung des Arbeitsbereiches zu wünschen wäre. Im Gegenteil. Gerade die heutige Ueberlastung, dieses beinahe unmögliche Verhältnis zwischen Arbeitslast und Arbeitskraft bringt diese Institution um ihre fruchtbarsten Möglichkeiten. Abgesehen von den selten erquicklichen Auseinandersetzungen, die nun einmal dazu gehören, wo nicht ein Einzelner, sondern eine von parlamentarischen Kollegien abhängige Verwaltung der Auftraggeber ist, sieht sich die Mehrzahl dieser kommunalen Architekten gezwungen, ihre Kräfte an gleichgültige Tagesaufgaben, an Flickarbeiten kleinlichster Art zu verzetteln. Und zwar so sehr, daß sie über diesem Wust immer mehr die Initiative und den Blick ins Weite verlieren müssen. Es ist fast immer ein außergewöhnlicher Glückszufall, wenn der Stadtbaumeister die Person ist, von der großzügige Anregungen ausgehen. Meistens hat er alle Not, fertig zu werden mit dem, was Tag für Tag an ihn herankommt. Sehr zum Schaden unserer Städte. Die verpaßten Gelegenheiten, über die immer geklagt wird, müssen sich notwendigerweise einstellen, wenn man den Menschen, der berufen wäre, die

Initiative zu ergreifen, mit lähmenden Bleigewichten behängt. Schumacher betont ganz mit Recht: „Was wir an ästhetischer Städtekultur schon erreicht haben, es hängt nicht an Organisationen, sondern an einzelnen Persönlichkeiten, welche die gute Organisation, die Vorbedingung ist, erst fruchtbar machen. Und erstaunlich ist es zu sehen, welche eine Kulturwelt Einzelne haben entstehen lassen können, wenn ihnen der Machtstrom, der durch die Verwaltung einer Stadt geht, in die Hand geführt wurde. In wenigen Jahren vermögen sie das zu leisten, was sonst nur Generationen ausgestalten konnten. Das künstlerische Bild aber dessen, was der richtige Mann als künstlerischer Interpret einer Stadt zu schaffen vermag, zeigt natürlich mit gleicher Schärfe, was alles verloren geht, wo ein Gleichgültiger oder gar ein Unrichtiger auf demselben Posten steht.“

An einzelnen Orten ist man ja schon zu einer Entlastung geschritten. Man hat nämlich, wenn sich ganz große Bauaufgaben boten, wenn ein Rathaus oder sonst ein hervorragendes Gebäude zu errichten war, den Stadtbaumeister einfach ausgeschaltet. Ein Preisausschreiben wird erlassen und einem der Privatarchitekten schließlich die Ausführung übertragen. Dieses Verfahren hat gewiß seine Vorzüge. Die Konkurrenz kann einer Gemeinde eine überraschend glückliche Lösung bringen. Andererseits ist sie wünschenswert im Interesse aller nicht beamteten Architekten, die durch sie die Möglichkeit haben, vor bedeutende öffentliche Aufgaben gestellt zu werden. Prinzipiell etwas dagegen zu sagen, wäre verfehlt. Allein vom Stadtbaumeister aus gesehen, kann es nicht gerade anregend wirken, wenn er beschränkt bleibt auf das tägliche Kleinwerk und sich ausgeschlossen sieht von jeder monumentalen Gestaltung. Daher auch die auf den ersten Blick überraschende Erscheinung, daß die allerbesten unter den Architekten kein rechtes Verlangen zeigen nach der Macht, die ihnen innerhalb der Kommunen doch geboten wird, daß sie nicht selten diese Posten Kräfte zweiten Ranges überlassen. Sie wollen sich nicht belasten mit dem in erster Linie gebotenen Kribbskrabs und sich den Atem aufsparen für die großen und dankbaren Aufgaben. Auf die Dauer wird es aber, wenn wir einen wirklich großzügigen Städtebau durchsetzen wollen, auch hier nicht gehen ohne die geniale Persönlichkeit. Sie muß auf irgend eine Weise hinein in die Stadtverwaltung. Ob der Umweg eines ehrenamtlichen Beirats, wie ihn der bekannte March-Ausschuß für den Zweckverband Groß-Berlin wünschte, mit Nutzen auch für diese Verhältnisse zu erstreben wäre, erscheint

einigermaßen zweifelhaft, da seine Verbindung mit der städtischen Verwaltung doch immer nur eine ganz lose sein dürfte und an ihn, wie an jede ehrenamtliche Körperschaft, wirkliche Anforderungen nur bis zu einem gewissen Grade gestellt werden könnten. Zu erwägen wäre vielleicht eher, wie man dem Stadtbaumeister die Hände etwas freier macht, indem man ihm die Möglichkeit gibt, allerlei Dinge an den geeigneten Privatarchitekten abzugeben. Wenn ich mich nicht irre, ist in Lübeck bereits ein dahingehender Beschluß gefaßt worden. Selbstverständlich muß der leitende Stadtarchitekt für alles, was innerhalb seines Arbeitsbereiches geschieht, nach wie vor — besonders was das

Künstlerische anbelangt — verantwortlich bleiben. Die Durchführung im Einzelnen mag er anderen überlassen. Ein Verfahren, das sich übrigens bei den Berliner Brückenbauten — die allerdings in den Bereich des Tiefbauamts fallen — bewährt hat. Damit könnte voraussichtlich der gegenwärtigen Ueberlastung und Ueberhastung einigermaßen gesteuert werden; die schöpferische Kraft, die wir in so manchem Rathaus vermissen, könnte sich freier entfalten und endlich wieder die Initiative ergreifen. Großzügige Initiative aber bei einer weitgehenden Verantwortlichkeit ist die Forderung, die die Allgemeinheit an den Verweiser eines solchen wichtigen, städtischen Amtes zu stellen hat.

Künstlerbund Schlesien

Von Dr. Conrad Buchwald in Breslau

Der Künstlerbund Schlesien, dessen erstes öffentliches Auftreten — mit einer vornehmen Ausstellung im Museum der bildenden Künste in Breslau — wir vor drei Jahren gebührend begrüßt haben, hat die Jahrhundertfeier der Freiheitskriege in Schlesiens Hauptstadt und die mit ihr verbundenen Ausstellungen nicht vorüber gehen lassen wollen, ohne einen Beweis seiner Leistungsfähigkeit, seiner Unternehmungslust, seiner Arbeitsfreudigkeit, seines Selbstvertrauens. Denn der Bund oder besser seine 29 ordentlichen Mitglieder trauten sich und einigen von ihnen eingeladenen Künstlerkollegen mit finanzieller Unterstützung der außerordentlichen Mitglieder und anderer Kunstfreunde zu einer Schlesische Kunstausstellung zu veranstalten. Und zwar in einem eigenen Gebäude, für das nur der Platz vom Magistrat unentgeltlich bewilligt wurde neben der Vergünstigung, ein besonderes Eintrittsgeld zu erheben.

Man muß gestehen, es war ein Wagnis, ein großes Wagnis, von dem selbst Freunde des Bundes anfangs abrieten, hauptsächlich, um die für diesen Zweck jetzt angespannten und nicht so bald wieder verfügbaren Kräfte für ein späteres, umfassenderes Unternehmen, als es jetzt mit dem besten Willen verwirklicht werden konnte, zu sparen; denn Breslau fängt ja erst an, Ausstellungs-Stadt zu werden.

Aber — das Wagnis ist gelungen!

Das wohl notgedrungen gar zu schmucklose, langgestreckte, mit einem hohen Mittelteil und einem halbkreisförmigen Abßiß versehene Gebäude, das im Gesamtplan des Ausstellungsgeländes dem Gebäude der historischen Ausstellung die Wage hält, nach einem Entwurf

Professor Poelzigs provisorisch errichtet, macht im Innern nach Inhalt und Aufstellung einen sehr guten Eindruck. Gut war bisher auch der Besuch, obwohl viele die 50 Pfg. lieber im Vergnügungspark opfern. Und nun gar erst die Verkäufe sind dank einer tüchtigen Geschäftsleitung für Breslau unerhört! War doch schon in der ersten Hälfte der Ausstellungszeit über ein Viertel der Kunstwerke in musealen oder privaten Besitz übergegangen. „Um damit zu räumen“, und um Nachzüglern, besonders sehr großen dekorativen Bildern von Friß Erler und Adolf Münzer, Platz zu schaffen, hat Ende Juli eine Umhängung stattgefunden, die allerdings einzelnen Räumen eher geschadet hat, einmal weil man nicht ganz so wählerisch, wie anfangs, war, und weil eine lockere Aufhängung immer besser als eine gedrängte ist für moderne Bilder.

Unverändert ist glücklicherweise der festlich eindrucksvolle, viereckige hohe Eingangssaal geblieben. (Beilage Nr. 49). Die weißen Wände zieren die farbig fein gedämpften, aber doch saft- und kraftvollen Kartons zu den Fresken im Wiesbadener Kurhause von Friß Erler, moderne Allegorien der vier Jahreszeiten. In der Mitte steht der Eros auf dem Pegasus von Theodor von Gosen, ein Gipsabguß seines neuesten Werkes, das im Auftrage des Breslauer Magistrats entstanden in Bronze guß die Promenade in der Nähe des Zwingergartens schmücken soll. An den Wänden unten ringsherum verteilt ist die übrige Plastik, die Modelle desselben Künstlers für den Schlußstein der Talsperre in Mauer und für die Kanzel der Johanneskirche in Breslau, sowie seine feinen Bronzen, ferner Werke des Grafen Harrach

und von Paul Schulz, endlich interessante und verheißungsvolle Studien jüngerer Kräfte: von Robert Bednorz, Martin Müller und Voße, von dem auch das Niesenrelief über dem Eingang der Jahrhunderthalle herrührt.

Im übrigen überwiegen die Gemälde. Zum Teil in besonderen Reihen sind Wislicenus, Erich Erler, Busch, Hanusch, Tüpke, Haertel, Burkert, Leopold Graf von Ralkreuth mit größeren gutgewählten Kollektionen würdig vertreten, mit einzelnen tüchtigen Arbeiten die Landschaftler Nicksch und Nikolaus, mit Porträts F. W. Voigt und Eugen Spiro, mit zum Teil guten Stilleben, einem Gebiet, dem in der Geschichte der modernen Kunst viel mehr Beachtung geschenkt werden sollte, als bisher, Clara Sachs, E. Linkenbach, Hedwig Ruchendorf. Selbstverständlich haben wir nur einige unserer Lesern übrigens bekannte Namen herausgehoben. Den größten Raum, einen ganzen Saal, nimmt Friedrich Pautsch ein, eine Künstlerpersönlichkeit, an der niemand gleichgültig vorübergehen wird. Pautsch, der seit vorigem Jahre an der Breslauer Kunstakademie als Lehrer wirkt, ist 1877 in Galizien geboren, aber väterlicherseits deutscher Abstammung. Aus dieser seiner Heimat führt er uns Land und Leute vor in figurenreichen, kompositionell sehr geschickten, farbig manchmal sehr krassen, aber immer eigenartigen, großen Bildern, Bildern von einer Wucht und Leidenschaftlichkeit des malerischen Vortrags, daß man unwillkürlich gefesselt wird. Zu zweit fesseln dann die ungewohnten Typen, die ungewohnten Trachten, ungewohnten Vorgänge einer uns fremden Welt, und man wundert sich über die aus dem Dekorativen ins Dekorationsmäßige gegleitene Landschaft. Ein Beispiel dafür sind die auf Beilage Nr. 50 wiedergegebenen „Flösser in den Karpathen“, die in den Besitz des Schlesiens Museums der bildenden Künste in Breslau übergingen. Von einer anderen Seite und doch schließlich nicht so, daß beide Seiten nicht vereinbar wären, zeigt sich derselbe Künstler in seinen Bildnissen. Von der wilden „Volkskunst“ jener Bilder ist das feurige Temperament geblieben, der melancholische Zug des Volkscharakters, und das sichere Charakterisierungsvermögen. Aber sonst ist hier eine vornehme alte Kultur der Boden, auf dem diese Porträts, von denen ich das Familienbildnis am meisten schätze, erwachsen sind.

Zu einer kleinen Architekturabteilung haben der Breslauer Stadtbaurat Berg, Professor Poelzig, Theodor Effenberger und Paul Schmitt-henner beigeleitet: Photographien, Modelle, Pläne, ausgeführte und geplante Arbeiten. Beachtenswerte Anregungen zu schlesischen

städtebaulichen Fragen gibt der erste, der zweite zeigt ausgeführte vorbildliche Industriebauten und seinen wuchtigen Entwurf für ein Bismarckdenkmal in Bingerbrück, der dritte und vierte öffentliche und private Bauten eines gesunden und vornehmen Stils.

Die Griffelkunst hat in den meisterhaften Radierungen von Heinrich Wolff, einem fast vollständigen wertvollen Opus des Grafen Ralkreuth, in Holzschnitten und Radierungen von Niemann, in Zeichnungen von Krain, Segieth, Reinhold Pfeiffer, Hannes Avenarius, Lebrecht eine sehr gute Vertretung gefunden.

Endlich ist das Kunsthandwerk zu Worte gekommen in teilweise außergewöhnlich hochstehenden Leistungen, die mit Ehren überall bestehen würden. Wir zählen auf, weil eine Würdigung nach Verdienst im einzelnen zu weit führen würde, die prächtigen Gläser von Haertel (aus der Josephinenhütte), die soliden Bucheinbände und Schmucksachen von Scheinert, die phantasievollen Webereien von Wanda Bibrowicz nach Entwürfen von Max Wislicenus oder eigenen, die überaus geschmackvollen Stickereien von Else Wislicenus, Anita Ronge und Berti Rosenberg.

Die Ausstellung enthält aber auch noch ein Anhängsel in der erwähnten halbrunden Apsis, das allerdings nur als ein Versuch gelten kann, und eine Anregung bedeuten soll, wie der Katalog sagt, „für ein größeres Zukunftswerk, was Schlesien bei einer kommenden großen ostdeutschen Kunstausstellung leisten könnte, wenn die Provinz und die Stadt Breslau einen solchen Gedanken hilfreich unterstützen würde,“ nämlich eine retrospektive Ausstellung schlesischer Kunst. Es ist immerhin anerkennenswert, daß in kurzer Zeit und von Kräften, die in solcher Arbeit nicht geübt sind, an die 70 Bilder von Bräuer, Dreßler, Koenig, Kreyher, Marshall, Resch und Woelffl, vornehmlich aus Privatbesitz zusammengebracht worden sind, aber die Wirkung ist hier meines Erachtens ausgeblieben. Einmal ist der Raum nicht günstig der Form und Größe nach, und andererseits mag die Tapete aus der guten Stube der Frau Kommerzienrat von Anno fünfzig ein witziger Einfall gewesen sein, aber sie ist den Bildern abträglich. Doch das schadet dem schon anfangs hervorgehobenen Gesamteindruck der Ausstellung nicht, und der Bund kann wohl zufrieden sein mit seiner Arbeit.

Daß diesem auch Segner aus dem Lager der nicht zum Bunde gehörigen schlesischen Künstler erwachsen — der Bund wählt seine Mitglieder — ist verständlich. Die Segnerschaft hat sogar zu einer Segen-Demonstration, wenn man so will, geführt, einer Ausstellung in den Räumen der ständigen



Heimwärts
Gemälde von Kayser-Eichberg



Bei sinkender Sonne
Gemälde von Max Schlichting

Kunstaussstellung im Museum der bildenden Künste. Trotz unleugbarer Höhepunkte in einzelnen Bildern von Raempffer, Weimann, Gritschler-Kunzendorf, hätte sie sorgfältiger und strenger arrangiert werden müssen, wenn sie nicht so sehr eine Gegen-Demonstration, sondern auch nur eine würdige Ergänzung der Künstlerbund-Ausstellung hätte sein wollen. Und dann hätte ich nicht, wie im Katalog geschehen, verraten, daß die Bemühungen der außerhalb des Künstlerbundes stehenden schlesischen Künstlerschaft um eine Kunstaussstellung in diesem Jahre in — man denke — einem

Gesuch an den Breslauer Magistrat bestanden haben, das nicht beantwortet worden ist! Wie heißt es doch?: „Im Anfang war die Tat!“

Aber auch die Künstlerbündler sind in ihrem Katalog-Vorrat nicht gerade geschickt, wenn sie sagen, daß ihre Mäcene „es ermöglicht haben, daß auch die Kunst auf der Jahrhundertausstellung vertreten ist.“ Und die Jahrhunderthalle, die Pergola, das Ausstellungsgebäude? Gehören die nicht zur Kunst, wenn man schon die alte, in der historischen Ausstellung glänzend vertretene nicht gelten lassen will?!



Erzellenz Paul Ehrlich
Gemälde von F. W. Voigt



Im Lokomotivschuppen
Gemälde von Leonhard Sandrock



Kinderbildnis
Gemälde von Konrad von Kardorff

Von Nah und Fern

Adria-Ausstellung

Eigentlich bin ich in jede Ausstellung verliebt, denn Ausstellung ist ein gesteigertes Leben, eine festliche Hülle, ist ein reizvoller Aufenthalt für Menschen, die in einem der raschgemachten Pavillons sitzen, auf die Herrlichkeiten des Ausstellungsgartens, der Ausstellungshäuser schauen, ein wenig leichte Musik hören und jungen eleganten Damen mit den Augen folgen wollen. Hier ist alles improvisiert, nichts verspricht „Treue für ewige Zeiten“, im Herbst ist dies alles nur Holz, wird weggeführt, ist aller Herrlichkeit entlaubt. Und weil dies so ist, kurz, verworren, vielstimmig, blumenhaft, liebe ich Ausstellungen so sehr. Was da ausgestellt wurde — Spiritus, Jagd, Adria — hat mich stets weniger interessiert als dieses Um und Auf einer Ausstellung, die ich als des einzige Fest ansehen möchte, das wir zu arrangieren vermögen, zu arrangieren aus unserm neuen Gefühle heraus. Daß Ausstellungen aber mehr als Feste sein müssen, ohne ich nur darum, weil so und soviel Firmen sich an ihnen beteiligen, ihre Erzeugnisse herzeigen. Nun hat aber mich noch jede Industrie in ihrer eigentlichen Heimatstätte, der Werkstätte, der Fabrik hundertmal mehr interessiert als in den Ausstellungen. Diese ist für den Feitzweck aufgezupft, ist weniger ernst, hat ihre Arbeit und damit ihren Sinn verloren. Gewiß, ich stelle mir Ausstellungen vor, die ein großes und großartiges Bild unseres Lebens oder irgend eines Zweiges geben können, wo ein Wille allen Plan geordnet und geachtet hat. Unsere heutigen Ausstellungen sind aber aus tausend einzelnen Willen gebildet, sind zusammengetragen, unübersichtlich, bild- und gestaltlos, haben nichts Mitreisendes. Sicher ist für mich, daß die Ausstellungen in ihrer heutigen Gestalt verschwinden werden und müssen, es muß nur eine Stadt, eine Industrie den Anfang machen. Dann werden Ausstellungen auch mehr als Feste sein können, d. h. sie werden unsere Sinne anregen, daneben aber auch den Verstand etwas angehen. Bis dahin bleibt die Ernährungsavenue das Genießbarste aller Ausstellungen. Auch das Phantastische. Denn diese Herren strengen sich wirklich an. Diesmal ist ein Restaurant als ein Riesenschiff gebaut, steht mitten im Wasser, hat Anker, Zwischendeck, erste Kajüte, zweite — so etwas imponiert mehr als die Nachbildung einer Tropfsteingrotte und die prähistorische Höhlenwohnung, die da sehr kindische Begriffe geben, aus der Anschauungswelt der Grottenbahn genommen sind, wo man für zehn Heller mit einem Drachen fahren, den Niagara und obendrein noch den Weltuntergang sehen und hören kann.

Dieses Riesenschiff und diese Tropfsteingrotte mit der prähistorischen Familie stehen aber in der Wiener Adria-Ausstellung. Was da ausgestellt wird? Die Adria nicht, auch unser Anteil an ihr nicht, dafür aber soll gezeigt werden, was in unseren Adrialändern geleistet, geplant und erzielt wird.

Dalmatinische, ilatanische und bosnische Häuser — so ist die äußere Form der Ausstellung und ergibt einen schönen Eindruck von der stillen, bescheidenen, ruhiggroßen Art unserer Adriamenschen. Das Schönste ist der Rektorenpalast aus Ragusa — ein edles Bauwerk im italienischen Stil. Welche alterslose Ruhe vetenianischer Bauten atmet dieser Hof mit seinen Brunnen, Säulen, Loggien, kleinen, vergitterten Fenstern! Welch peinliches Erstaunen anderseits wieder, wenn man in eine alte Kirche eintritt, sich zu heiligenden Gefühlen sammeln will und in der Seitentapelle Nöllchen, Hembbrüste, Socken, Jägerwäsche ausgestellt sieht. Aber so sind unsere Ausstellungen. Jeder gute Gedanke geht durch das Prinzip unter. Eine dalmatinische Kirche nachzubilden — gut, sehr gut. Aber dann darf das nicht nur außen geschehen, muß auch innen

übereinstimmen, muß auch innen zeigen, wie sehr sich dalmatinische Kirchen von den unseren unterscheiden. Und was für herrliche Kirchen gibt es in Dalmatien! Der feierliche Dom von Parenza mit der flachen Decke, dem byzantinischen Gold, der gedämpften Heiligkeit oder der Dom von Spalato mit den riesenhaften, holzgeschnitten Türflügeln, in die der Meister Burino das Leben Christi schnitzte mit einer ganz südlichen Mildheit der Form, voll einer Fülle der Ornamente und Verschlingungen, oder der Dom von Zara mit seinem goldgetriebenen Domschiff, fast slawisch in der Sprache der Formen schon, oder der ganz wundervolle Dom von Trau mit seinem abgeschiedenen Domplatz, den Reliefs, den Friesen der großen Meister, die den Dom von Trau gebildet haben! Das alles sieht man in Ausschnitten, Einzelheiten, Dioramen, nichts aber in der Greifbarkeit der Nöllchen in der dalmatinischen Kirche.

Im Haus der Gewerbeförderung für die Adrialänder sieht man Arbeiten der Staatsgewerbeschule Triesst und der Bau- und Kunsthandwerkerschule in Spalato. Seltsam und bemerkenswert, wie wenig an den nationalen Stil angeschlossen wird (von dem die Kirchen doch voll sind, den die alten Gewänder, die alten Schmucksachen und Stickereien doch zeigen), wie sehr irgendeine dukendhafte Internationalität produziert wird. Dieses Minus gäbe den Kunstdepartements manches zu denken — wenn sie Zeit dafür hätten.

Von dieser „modernen“ Kunst erholt man sich bei der alten, die da aus den verschiedenen Museen von Aquileia, Spalato, Zara, Rom zusammengestellt wurde. Ueberhaupt sind diese Säle das Erfreulichste der Ausstellung, weil sie in der stummen Sprache geformten Reimes sprechen von den Zeiten, da der Römer diese Länder mit seinem Sein, seiner Sitte, seiner Anschauung erfüllte, in ein Arolk die Samen seines Geistes streute. Gerne sähe man noch, wie diese Saat vernichtet wurde, welche Zeugen sich von der türkischen, slawischen, venetianischen, französischen Zeit gerettet haben, die der römischen folgten und ihren ersten Schwung so brachen, daß die Länder arm, demütig und uneigen bis heute blieben. Erst der dalmatinische Bildhauer Mestrovic, eines der größten Bildhauertalente dieser Zeit überhaupt (der aber bei dieser Adria-Ausstellung unauffindbar ist), hat wiedergefunden, was Jahrhunderte lang diese getretenen, entrechteten Völker in Furcht und Angst vergraben hielten! Das Eigene, das Volkhafte, was Rom gearbeitet, ist hier aufgeschichtet. Eine Villa im Val Catana auf Brioni — Verfall, Schutt, Gewesenes, Menschentum von einst — und so diese riesige, Arena und das römische Wohnhaus in Pola und so die Ruinen von Salona mit der treu umgehenden Stadtmauer und den aus Schutt hochgehenden Bäumen und so der wundervolle, von allen einsiedelhaften Träumen umwehte Diokletianspalast in Spalato.

Historische Standbilder, der Kaiser Trajan, andere Kaiser, Feldherren, Götter mit Blumenkränzen im Haar, Torso, ohne Kopf, ohne Arme, Hercules mit dem Löwenfell und mit mächtigem Bart, Grabsteine, Familien aus dem Stein tretend, rechts der Vater, links die Mutter, zwischen ihnen zwei Kinder; ein Kavallerierekret hat unter diesem Stein gelegen, er heißt Valerius Quintus, hält Speiß und Schild, und neben ihm der Feldwebel der legio XI Claudio mit Namen Aurelius Flavius, aus dem Hintergrund wird sein wieherndes Pferd geführt, die anderen Grabsteine sind über dem Meer, haben sich zerrieben, sind zu Hausbau verwendet worden, und die Schädel, die darunter lagen, sind zerfallen oder blicken noch immer nach Westen, nach Rom. . .

Die Große Berliner Kunstausstellung

Die Säle, in denen man die Malgeschichte der letzten 25 Jahre zeigen wollte, sind das eigentliche Interessante, was es diesmal in Moabit zu sehen gibt. Obgleich von vornherein festzustellen ist, daß diese geschichtliche Vorführung keine vollkommene sein kann, weil nämlich die Berliner Sezession abseits blieb, so läßt doch eine Wanderung durch diese Räume des Erinnerens mancherlei Schicksale und Zusammenhänge wach werden. Man hat nach Städten disponiert; über den Nutzen solcher Aufteilung läßt sich streiten. Die Eisenbahn hilft immer mehr dazu, der Kunst ein europäisches Niveau zu schaffen; da bleiben denn für das Unterscheiden von Berlin und München wenig Merkmale übrig. Immerhin, es läßt sich schon eine lokale Gruppierung der Künstler diskutieren: Menzel hätte in München kaum wachsen können, und Lenbach wäre in Berlin unmöglich gewesen; ob aber die fleischlichen Dekorationen der „Scholle“, der Puz und Püttner, nicht auch in Berlin hätten gemalt werden können, wer mag das entscheiden.

Wir beginnen mit München. Ein Porträt von Leibl wird mit Recht an den Anfang der Entwicklung gesetzt; indessen, es bleibt das Bild in diesem Saale einsam. Es hat nämlich Leibl eine entscheidende Wirkung weniger auf seine Stadtgenossen, als auf Erübner, den Karlsruher, und Liebermann, den Berliner, geübt. Im Saal der Münchner kann man eigentlich nur den Landschaftler Toni Stabler dem geistigen Kreise Leibls zuzählen; doch selbst bei diesem Maler möchte man überlegen, ob er nicht intimer mit Schönleber (abermals in Karlsruhe) verwandt ist. Der hier gezeigte Leibl ist übrigens ungewöhnlich trocken, und fast möchte man sagen, schwach. (Ein zweiter Leibl ist offenbar eine Fälschung.) Ganz münchenerisch ist der Defregger, so recht Romantik des Ateliers und Unbekümmertheit des Künstlers, der sich in seine Ideen einspinnt und im übrigen die Welt laufen läßt, wie sie mag. Er macht halt Tiroler, weils so lustig ist, die langen Bärte und die großen Hüte, die Zoppen und die Stuken abzumalen. Das ist auch die Meinung des Adam Adolf Oberländer; nur, daß der immer noch irgend einen Humor hinzutun muß. Aus den „Fliegenden Blättern“ kennen wir die lächelnde Gutmütigkeit dieses weltverstehenden Großpapas. Er pflegt auch mit Einsiedlern, mit Mönchen und Ahnfrauen vertraulichen Umgang. René Reinecke und Peter Philipp gehören gleichfalls dem Kreis der behaglich schnurrenden Chronisten an. Philipp hat sich mit der Hefigkeit des Johannistriebes in die lautlosen Gassen verborgener Städtlein, in die Blumenbretter runzeliger Großmütter und in die Tabaksbeutel schmauchender Papas verliebt; Reinecke beobachtet die lebendige Gegenwart auf der Straße, in den Kaffeehäusern, in den Salons, er sieht mit spöttischem Lächeln, aber niemals boshaft, die höheren Töchter, die nichtsnutzigen Damen, die Blöddheit der Kavaliere. Vielleicht könnte man auch Adolf Hengeler, der dickbäuchige Engel die Acker bestellen oder Rosentöpfe gießen läßt, zu dieser Gruppe der humorigen Münchner rechnen. Eine völlig andere Natur ist der Tiermaler Zügel, der Ueberwinder des Menschenmalers Lenbach. Lenbach, das war die künstliche Beleuchtung, die effektvolle Zerlegung in überhitztes Licht und dramatisiertes Dunkel; eine hysterische Bühnenregie war die Kraft dieses malenden Richard Wagners. Solche Kunst der Kullissen und des Scheinwerfers (eine Frauenstirn leuchtet geheimnisvoll, das Weiß der Augen schrillt aus brauner Dämmerung) mußte ein Ende nehmen, als die Wirklichkeit der Sonne, die Gesundheit ihres atmenden Lichtes und ihre natürliche, lebensvolle Wärme wieder entdeckt wurden. Für München ist Zügel einer dieser Entdecker gewesen; auf dem Fell der Kühe und auf dem Grün der Weiden zeigte er den unerforschlichen Reichtum der wahrhaftigen Sonne und erledigte damit die Bühnenbeleuchtung des Ateliers. Es war nur selbstverständlich, daß solch entscheidende Wandlung ihre Jünger fand; die

Puz und Püttner, auch Angelo Jank wandten die freimütige Art Zügels, das Licht zu sehen, an den Menschen und überwandten damit endgültig das drapierte, heldenhafte posierende, mit dämonischem Braun übergossene Bildnis. Die Farbe wurde neu geboren. Zugleich, notwendig bedingt, lernten die Hände eine neue Technik, den sprühenden, die Gegenstände umspielenden Sonnenlichtern verwandt: den breiten, modellierenden Strich. Das Mädchenporträt von Leo Puz und die beiden Soldaten von Walter Püttner, die hier hängen, zeigen die sommerhafte Gesundheit dieser, von den Banden des Ateliers befreiten und der Natur jubelnd in die Arme stürzenden Malerei. Zu diesen Lichtbringern gehörte auch Fritz Uhde; auch er genoh das Riefeln der heißen Sonne durch regsame Blätter. Aber es war doch noch etwas anderes in diesem Maler wirksam, etwas, was wie eine Fortsetzung, wie eine Erfüllung der Defregger und Oberländer gewertet werden kann. Die Anekdote wurde zum schicksalsvollen Erlebnis erhöht. Während die breitpinzligen, farbenfröhlichen Puz und Püttner die Tendenz zum Dekorativen, zum lauten Schmuck der Wand kaum zurückhalten können, versenkt sich Uhde mit schweigsamem Empfinden in die Seele stiller Menschen, er findet das Leid und die weinende Sehnsucht. Das Bild, das wir hier sehen, die am Jaum der Landstraße lehrende, müde gewordene Frau, die inmitten verschneiten Landes wartet, ob der quer feldein schreitende Mann Herberge finden wird, diese neu empfundene Weihnachtsgeschichte ist charakteristisch für die männliche Art der Liebe dieses Malers. Hingegen: die Hysterie einer weiblichen Verliebtheit wird durch Franz Stuck aufdringlich serviert. Man findet diesen bengalisch beleuchteten Athleten, der Pompeji mit Conrad Riesel vermischt, nicht in den Münchener Sälen der historischen Abteilung, er bekam weiter vorn eine umfangreiche, viel zum Zusammenhang mit den übrigen Münchnern angeschaut und besprochen werden. Dieser Stuck ist reich an Phantasie; es ist dies aber die Phantasie des Panoptikums und der Schreckenskammern. Er sieht die Sünde als brünstiges Weib von einer dämonischen Schlange umringelt; er sieht die Sphinx den Leib des fragenden Jünglings zerfleischen. Es bleiben aber alle diese Halluzinationen kreischenden Blutes toter Stoff, weil Stuck (man betrachte die verführerischen Bilder in der Nähe und im einzelnen) überhaupt und tatsächlich nicht malen kann.

Mehrere große Säle wurden für Berlin und andere Städte Preußens eingerichtet. In diesen Sälen spürt man das Fernbleiben der Sezession recht empfindlich. Es ist ein Menzel zu sehen, eine Prozession in Gastein, ein typisches Bild sammelnder Beobachtung; es ist aber kein Liebermann da. Es bleibt also die entscheidende Linie der berlinischen Kunst verborgen, die vom alten Chodowicki über Krüger und Steffek zu Menzel und dann zu Liebermann führt; damit ist der berlinischen Kunst in ihrer Ganzheit das Rückgrat gebrochen. Man mag sich umsehen: das spezifisch Berlinische fehlt. Starbina mit einem seiner spätesten und darum schlechtesten Bilder, dem „Mehr Volk“, genügt nicht, um die zum Leben durchgedrungene Berlinische Malerei zu kennzeichnen. Was wir in diesen Sälen zu sehen bekommen, ist eigentlich mehr die in der Entwicklung steckengebliebene und damit historisch bereits erlebte Kunst. Wir sehen Conrad Riesel und Roner, die beiden selbstgefälligen Porträtarrangeure, den alten Vegas, den Bildhauer des Reichsbarocks, Meyerheim, den malenden Hadländer, Schott, Hertz, Rauer und einige der übrigen Denkmalsmehrer. Bei Arthur Kampf, der es in Berlin bis zum Präsidenten der Akademie gebracht hat, ist man versucht, an Düsseldorf zu denken; das großformatige Historienbild, das er hier zeigt, hat noch keine Spur von der jetzigen, am Impressionismus geschulten Vortragsart des Malers. Dieses Bild ist Akademie und damit nicht lokal festzulegen, vielmehr verwandt mit allem übrigen Akademischen. Das



Büffet im Hause des Großkaufmanns Felix Witt
Entwurf: Professor Wilhelm Michael in Breslau

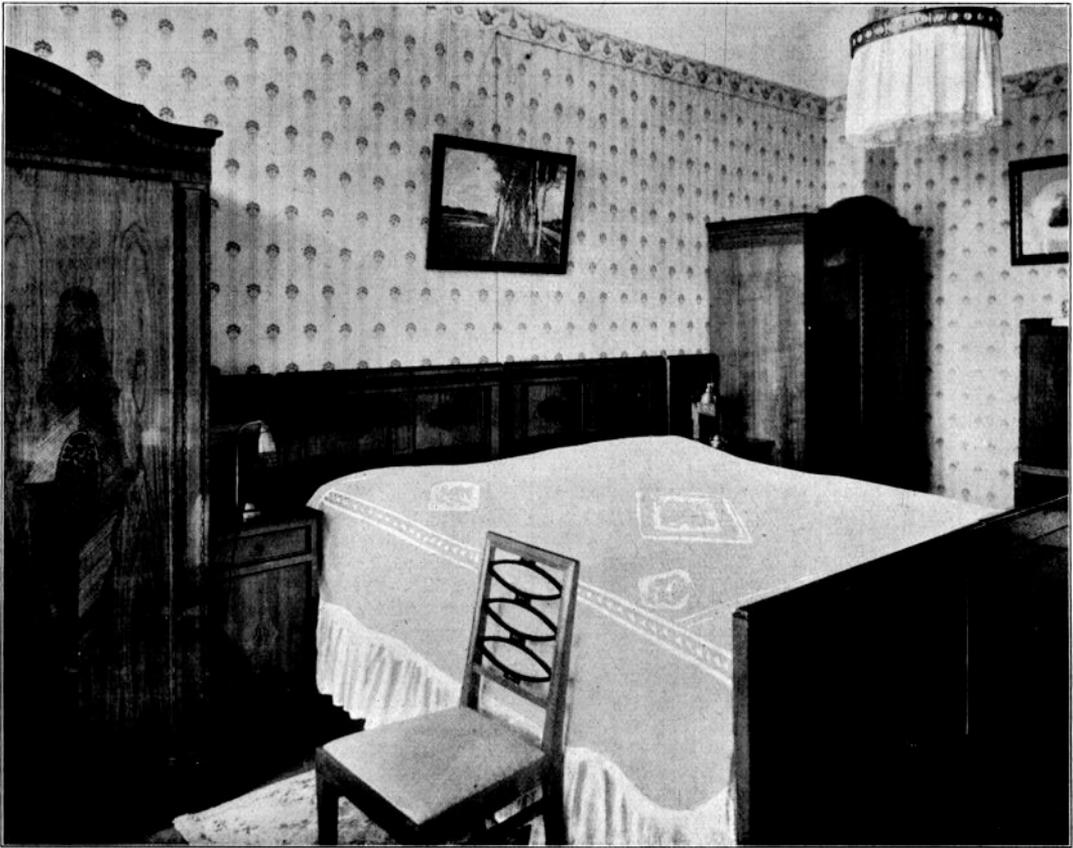
Akademische ist die verhängnisvolle Internationalität der Kunst! Ob man Ludwig Knaut einen Berliner nennen kann, ist sehr fraglich; er kam aus Düsseldorf und ist dem Vautier und dem Peter Janssen, dem Lehrer des noch jetzt für das alte Düsseldorf charakteristischen Gebhardt verwandt. (Von Gebhardt ist hier übrigens ein temperamentvolles, von der späteren Geschichtsklitterung noch nicht belästetes, an der Verbtheit des Engländer's Hogarth und an der Dramatik Daumiers entzündetes Frühbild zu sehen.) Auch mit Friedrich Kallmorgens Berlinertum ist es unklar bestellt. Er gehört, wenn auch nur von ferne, zum Kreis um Liebermann; seine Bilder sind aber doch mehr provinzial, sozusagen für ein Reisehandbuch durch Deutschlands Häfen, nachempfunden, als mit der sicheren und sichtenenden Oekonomie des Großstädtlers organisiert. Interessant ist es, ein frühes Bild des Lesser Ury zu treffen; es stammt aus dem Jahre 1884 und zeigt eine Landschaft aus Flandern. Ganz grün ist das kleine Bild und schon fast hell. Einen Augenblick erinnert man sich, daß Ury stets behauptet, er sei der eigentliche Lehrmeister Liebermanns; sieht man das kleine grüne Bildchen dann aber genauer an, so zeigen sich schon an dieser frühen Arbeit recht deutlich die Spuren der späteren Nervosität und einer Fabrigkeit, die genau das Gegenteil von dem ist, was Liebermanns Stärke ausmacht.

Was die übrigen Städte Preußens betrifft, so werden wir durch Karl Vinnen und Alfred Mohrbutter an die hoffnungsfrohe Episode der Worpssweder, dieser melancholischen Maler der moordunstilligen Wasserante, erinnert; Fritz Böhle, der in Frankfurt wohnt, zeigt als einer von manchen den Einfluß Thomas und Andreas Achenbach, der mit einer jener sauber geglätteten Landschaften wie

sie die Düsseldorf'er und andere Deutsche während der achtziger Jahre in Italien malten, vertreten ist, scheint uns glauben machen zu wollen, daß die rheinische Akademie noch heute in Allmacht regiere. Die eine kleine Landschaft von Eugen Kampf reicht nicht hin, um von den jungen Düsseldorf'ern, die inzwischen übrigens schon wieder alt wurden, Kunde zu bringen.

Gewiß, für den Liebhaber der Malgeschichte gibt es hier noch manche Seltenheit und Delikatesse zu entdecken: ein äußerst akkurates, fast hartes, aber doch männlich schönes Bildnis, das Ferdinand Harrach malte, ein Porträt von der zaghaft strebenden Hand des Stauffer-Bern, einen Pierrot, wie ihn Leo von König früher in der Sezession des öfteren gezeigt hat, und der sich heute in seiner geschmackvollen Melancholie höchst seltsam neben einem mit ostelbischen Augen gesehenen Hirschkampf (vom ollen, ehrlichen Frieße) ausnimmt.

Der Dresdner Saal ist recht geschickt zusammengestellt worden. Max Klinger aus Leipzig bildet das Zentrum. Die bekannte Grablegung, eines der besten Bilder dieses viel experimentierenden und von der Natur zum Graphiter bestimmten (durch den Reichtum des Vaters aber zur Monumentalität verführten) Künstlers, ist ein Werk von gekläarter Ordnung und tiefer deutscher Innerlichkeit. Ganz kurios wirkt daneben Richard Müller, ein quenglicher Schulmeister, wie er nur in Sachen gedeihen kann; und doch zum mindesten eine Kuriosität für Anatomen, Müller malt eine Nonne mit jeder Pore der Haut, jedem Fältchen der Haube; bei einer Ziege zeigt er jedes einzelne Haar. Arbeitsfleiß hat dieser mikroskopierende Fanatiker. Die beiden Dekorationsmaler Zwintfcher und Anger, die hartgezeichneten Naturalismus zu plakartiger



Schlafzimmer im Hause des Großkaufmanns Felix Witt
Entwurf: Professor Wilhelm Michael in Breslau

Wirkung bringen, sind in gewohnter Weise vertreten; Unger mit einem Einschlag dämonischen Hellenentums, Zwintscher gemietlicher. Banker bewährt die schön abgewogene Kraft eindringlicher Menschenforschung; er zeigt eine der von ihm schweigsam geliebten heftigen Bäuerinnen, eine Alte, ganz in schwarz, mit einigen verlorenen grünen Anklängen. Ein neuer Mann ist Meyer-Buchwald; mit kalten grauen und grünen Flächen weiß er Frühlingsstimmung in sein Bild zu bringen; ein Wanderer blickt mit Blaublümchenaugen in die harmlose Welt.

In dem Karlsruher Saal treffen wir drei starke Künstler: Thoma, Schönleber und Trübner. Schönleber bekam außerdem zwei große Räume für eine Kollektivausstellung. Thoma wird als echter deutscher Landschaftler in die Malgeschichte eingehen; Schönleber wird in weitem Abstand zwar, aber immerhin doch noch zugehörig, neben dem Eigenbrödl der Schwarzwaldes stehen. Thomas Landschaften sind erschaut, erwandert, gepflückt; Schönleber sucht Motive, um sie in ein Bildchen zu verarbeiten. Er tut das mit großer Neigung und herzlicher Hingabe; aber es bleibt doch ein Rest vom Malprofessor in diesem Naturfreunde. Thoma wirkt oft fast ungeschult, fast dilettantisch; aber niemals läßt er sich die kindlich hellen Augen durch irgend ein System oder Programm irre machen. Von Trübner sieht man eines seiner bekannnten, großformatigen Reiterbildnisse, den Hessen. Man erinnert sich sofort an die zur Sommerszeit in der Sezession gezeigte Kollektivausstellung und weiß dann, wach eine formende Manneskraft in diesem Künstler lebendig ist. Die Stuttgarter haben niemanden, der das Maß des Wohlgefälligen übersteige. Der verstorbene Pleuer, der Maler der Eisenbahn und der Glashütten-Interieurs, hält sich; er malte mit dem Herzen. Haug langweilt auf die Dauer; diese

ewigen, halbdunklen Soldatenbilder sind wohl aus anständiger Gesinnung gesprossen, sie entbehren aber des Temperamentes. Davon dürfte bei Carlos Grethe und Amandus Faure ein wenig mehr vorhanden sein; indessen, die Seestücke des einen und die Zirkuskomödie des anderen sind zwar flott, aber geistlos gemalt.

Wien ist in dieser historischen Rückschau so ungenügend und schwach vertreten, daß sich darüber nichts sagen läßt. Aus Weimar kam Ludwig von Hofmann mit einigen sehr frühen und interessanten Arbeiten. Man sieht die Einflüsse der Eckmannlinie, die Arabeske des Mucha, das Spirituelle des schnell entarteten Jugendstils. Die späteren Bilder sind Spiegelungen des Renoir, rosig im Fleisch und rundlich, was den Typus des Weibes betrifft. Ohne Frankreich ist Hofmann nicht gut denkbar; und dennoch hat er in Deutschland, wie ein Prophet Arabiens, neuen, heiteren Empfindungen den Weg bereitet. Von den übrigen Weimaranern sind die meisten — Ausland oder wenigstens Fremdling: Gari Melchers ist ein illuminierter Amerikaner; Egger-Vienz knurrt als begeisterter Tiroler; Madensen träumt von der Worpssweder Heide.

* * *

Man wollte diesmal auch eine umfassende Ueberschau über die Leistungen der neuen deutschen Architektur geben, zugleich sollte eine Parade der sogenannten kaiserlichen Baukunst abgehalten werden. Da ist nun von vornherein merkwürdig, daß die kaiserliche Kunst und die neue deutsche in einen Gegensatz gebracht werden müssen. Der romantisch gesteigerte Selbstherrscher, der Schlösser bauen möchte, muß rückwärts greifen; kein Baumeister der Gegenwart kann dem mittelalterlichen Empfinden ein Instrument sein. Das wäre eine harmlose Wahrheit, wenn nicht in

diesem Falle die mittelalterliche Romantik ihre Ansprüche auch auf Bauten der in der Gegenwart lebenden Allgemeinheit ausdehnte. Es wäre schließlich zu ertragen, daß im wilhelminischen Zeitalter etliche alte Schlösser verfallen, einige neue zu einem Scheindasein gerufen wurden. Was aber unerträglich genannt werden muß, ist die Tatsache, daß dieser wilhelminische Historizismus sich auch auf viele der öffentlichen Bauten wie ein Mehltau legte. Es ist unklar, wie weit die gesetzlichen Bestimmungen die Zustimmung des Kaisers zu bestimmten Bauten der Reichs- und Staatsbehörden erforderlich machen; es ist aber gewiß, daß viele dieser Gebäude durch die Einwirkung des Kaisers das Rückschauende bekamen. Die gotischen Postgebäude und die barocken Wissensinstitute sind Beispiele genug. Es ist eben der romantisch gesteigerte Fürst nicht mehr produktiv genug, um Architektur als Auftraggeber und Maßstab zu organisieren. Daß dieses Mißverhältnis unter Wilhelm II. besonders peinlich sich bemerkbar macht, dafür zeugt das Anwesen des Burgenbauers Bodo Ehardt. Das rastlose Mühen dieses überlegten Fanatikers wirkt fast tragikomisch. Die Ritter sind tot, so vermag niemand, weder der Fürst noch sein getreuer Diener, wieder Burgen zu bauen. Mit der Kirche geht es ähnlich. In der allgemeinen deutschen Architekturabteilung zeigt uns die Gruppe der Kirchen jene Kopistenkünste, die wir hinreichend kennen. Die wenigen Proben überzeugender Baukunst, wie sie Pücker, Schumacher (Dresdner Krematorium), Müller (Berliner Krematorium), Behrens (Hagener Krematorium) und schließlich Theodor Fischer (Ulmer und Münchener Kirchen) zu zeigen haben, lassen einen stets fragen: ob es auch schon so dogmenfreie Priester gibt, die in solchen verweltlichten Kirchen zu wirken vermögen. Die Architektur der Kirche ist gegenwärtig nicht gesund. Gesund aber bis zur Robustheit, selbstverständlich und sieghaft ist die Architektur der Fabrik. Auch davon treffen wir gute und typische Proben. Der Breslauer Pölzig und Peter Behrens sind die Meister des modernen Hauses moderner Arbeitsmethode. Behrens und Pölzig wissen das Ungeheure konzentrierter Kraft, wie sie sich in unwiderstehlichen Maschinen und in dem Zusammenströmen der Arbeitermassen entladet, durch Mauerwerk zu verewigen. Aus den Fabriken dieser beiden Architekten spürt man den heißen Atem des modernen Produktionsprozesses; es sind diese Fabrikbauten wie Tempel einer neuen, heidnischen Religion der Arbeit; Menschenschlünde und doch zugleich Türme, an denen jeder Ansturm neu sich redender Romantik zerbrechen muß. Fabriken können gebaut werden, weil die, denen sie die Stätte schaffen, die Träger der Gegenwart sind.

Nach solcher Methode, auffuchend, was lebendiges Spiegelbild lebender Zeit ist, können wir in dieser Architekturabteilung in Stein geschrieben die Kulturgeschichte unserer Tage lesen. Wir werden uns hier mit einem Inhaltsverzeichnis begnügen müssen; bevor aber auch dieses gegeben wird, noch ein Wort. Ein Wort, das nicht scharf genug sein kann. Mit dieser Architektur-Abteilung sollte das Interesse des Publikums der Baukunst neu zugeführt werden. Eine lobenswerte Arbeit, die durch das Ungeschick der Leiter dieser Abteilung kläglich mißgriegt. Wie kann man als ein überlegender Mensch solche Häufung von schwarz-weißen Photographien auf die harmlosen Ausstellungswandere loslassen. Es ist nicht zu bezweifeln, daß das Publikum fluchtartig aus diesen Sälen verschwindet, und daß niemand, den nicht die Pflicht dazu treibt, sich die Mühe geben wird, aus dieser Monotonie das Entscheidende herauszufinden. Und dann: welche mangelhafte Ordnung. Der Katalog verheißt; daß Schulen, Kirchen, Rathhäuser beieinanderhängen sollen; es lassen sich zu solcher Gruppierung auch etliche Versuche feststellen, aber immer wieder wird die Ordnung durchbrochen.

Es gibt eine Abteilung „Herrensitze“. Hier sehen wir die modernen Burgen, die Schösser des Reichtums. Sie stehen rings im Lande, am dichtesten in der Nähe der

großen Städte und in den Industriebezirken. Diese Herrensitze sind der steingewordene Mehrwert, sie sind Symbol des gehäuften Unternehmerrgwinns. So werden sie einst von der Geschichtsbetrachtung unserer Nachkommen gewertet werden. Selbstbewußtsein und Machtgefühl ist in diesen Herrensitzen. Nur wenige von ihnen blicken rückwärts und maskieren sich mit ererbigen Stilen; die meisten wollen mit Bewußtsein modern sein. Sie wollen die Sachlichkeit zur Repräsentation gesteigert; sie wollen das Heim unnahbar, weil mächtig. Unsere besten Architekten stehen im Dienst dieser Herrensitze: March, Möhring, Messel, Behrens, William Müller, Rütbesius. Es gibt kaum einen besseren Beweis für die Herrschaft des Kapitals als diese Dienstbarmachung der architektonischen Produktivität durch den Reichtum.

Daneben freilich steht eben so kräftig und kraftvoller die Architektur der Kommune: das Rathaus, die Schule, die ganze Reihe der übrigen kommunalen Nutzbauten. Und auch hier läßt sich feststellen, daß die Tage der historischen Verbrämung vorüber sind. Wohl haben Stuttgart, München und Hannover noch historische Rathäuser bekommen; die Zahl derer, die das Zweckmäßige zum Ausdruck der sich selbst verwaltenden Kraft zu erhöhen versuchen, ist aber im Wachsen begriffen. Man beachte das Rathaus, das Messel für Ballenstedt baute, das Löwenberger Rathaus von Pölzig; man beachte die Bauten des verstorbenen Neuköllner Riehl und schließlich die Bauten des Berliner Stadtbaurats Hoffmann. Besondere Aufmerksamkeit verdienen die Schulbauten. Theodor Fischer, der Münchner, hat neben Hoffmann wohl am besten den Ausdruck der sozialen Verpflichtung, den das Schulhaus ausstrahlen soll, zu treffen gewußt. Es ließe sich in gleichem Sinne auf die Krankenhäuser, die Badeanstalten, die Turnhallen hinweisen. Stets kam es darauf an, zu zeigen, wie die architektonische Form den eigentlichen Inhalt unseres kommunalen Lebens darzustellen versucht. Ein minder erfreuliches Kapitel ist das des Wohnhauses; es wurde auf dieser Ausstellung einigermaßen vernachlässigt; das kommt wohl daher, daß zum größten Teil heute nicht Architekten, sondern Schieber die Mietskasernen bauen. Die wenigen Proben von Geßner, March und einigen anderen erinnern immerhin daran, daß auch die Reform der Mietskasernen, die Randumbaumung ganzer Blocks, die Gesimsgleichheit ganzer Straßen herantreibt. Leider fehlen innerhalb dieser architektonischen Rundschau völlig das proletarische Einfamilienhaus, dazu die Arbeiter-siedlung. Dieser Mangel ist schwer zu erklären; wird doch die Baugeschichte der nächsten Jahrzehnte sehr erheblich durch den Bauwillen des sich als Wohnungskonsument organisierenden Proletariats bestimmt werden. Es kann für einen Architekten kaum eine reizvollere Aufgabe geben, als diesem organisierten Willen der Wohnungskonsumenten die Hausform, sei es Kleinhaus, sei es Großhaus, zu finden.

Robert Breuer

Jba

Man hatte dem Ausstellungswesen schon lange seinen Niedergang prophezeit; allein das Blühen der Ausstellungen, die starke Anteilnahme der Besucher und die Statistik, die den Verkauf auf den Ausstellungen selbst und durch sie nachweist, belehren über ihre Bedeutung im internationalen Warenaustausch.

Und gar eine Ausstellung, die unser Wohnen und Bauen in ihren Mittelpunkt stellt, sollte von keinem allgemeinen Interesse sein, wie man oft behaupten hörte? Der Besuch der „Jba“, die Darbietungen selbst widerlegen leicht diesen Einwand.

Allerdings muß zugegeben werden, in vielen Beziehungen sind unsere Erwartungen nicht erfüllt. Es stand dieser Ausstellung ein Gelände von 400 000 Quadratmeter Größe und von so interessanten Verhältnissen zur Verfügung, daß gerade dieses den modernen Baumeister hätte reizen müssen. Ueberhaupt die stadtbauliche Seite,



Bücherschrank

Entwurf: Professor Wilhelm Michael in Breslau

die modernste und beinahe wichtigste des heutigen Bauwesens, ist außer in der Gartenstadt Marienbrunn, einer Sondervorführung im Zusammenhang mit der Ausstellung, die Leipzig für die Zukunft erhalten bleibt, nicht genügend berücksichtigt oder gelöst. Und noch eines, der Ausstellung fehlt zum großen Teil der internationale Charakter. Gerade im Wohnbau drückt sich der Charakter der Nationen aus, wie wir an der Hand Beruf und Wesen eines Menschen erkennen können. Architektur bedarf zu ihrer Erfüllung des Menschen, aber als Lebensraum eines Menschen nimmt sie die Züge seines Wesens, seiner Art an.

Der Engländer, die selbständigste Persönlichkeit Europas, wohnt im Eigenheim, das freisteht, von anderen nicht beengt. Außen ist sein Haus ganz schmucklos; seine innere Behaglichkeit hat erst in neuerer Zeit das Wohnungswesen anderer Völker befruchtet.

Der Deutsche, von Jugend an mit Militarismus geimpft, kennt nur ein Leben in Reih' und Glied trotz alles Individualitätseinwillens; und als Deutschland uns die moderne Gartenstadtbewegung, von England angeregt, schenkte, erfand es das „Reihenhaus“. Man will einzeln sein, sein Eigenheim besitzen, und wohnt doch eng nebeneinander.

Der Franzose, Sohn des geselligsten Volkes, dessen Wesen sich in Außerlichkeiten auslebt, schuf im kleinen Hotel den Ausdruck seiner Art. Alle Fenster sind als kleine Balkontüren ausgebildet und öffnen sich weit

zur Straße zu, um die Verbindung mit der Außenwelt möglichst bequem zu gestalten.

Dem Italiener ist die Straße oder die Piazza sein Heim. Die Häuser stellen daher nicht viel mehr als große Schlafkisten dar. Seine Plakanlagen dagegen (man denke an den Platz an der S. S. Annunziata in Florenz) sind geschlossen und traulich wie gute Wohnstuben.

An dem Unterschiede der Schulbauten könnte man die verschiedene Auffassung des Erziehungswesens der Nationen aufweisen. Wie diese Gedankengänge in flüchtiger Andeutung bereits zeigen, könnte eine internationale Gesamtübersicht uns viele neue Einsichten ins Wesen der Nationen schenken. Zeige mir, wie du wohnst, und ich werde dir sagen, wer und was du bist, darf man ohne große Psychologie behaupten.

Hierzu bietet uns die Leipziger Bauausstellung leider nicht die Gelegenheit.

Außer Oesterreich und Rumänien mit einem Kinetographen ist kein fremder Staat vertreten. Dieses Fernbleiben der anderen Nationen hat auch den sehr guten, preisgekrönten Entwurf der Bauräte Weidenbach und Eschammer in vieler Beziehung ungünstig modifiziert. Zwei Achsen gliedern den Gesamtplan. Die Hauptachse führt von der Straße des 18. Oktobers zum Völkerschlachtdenkmal und überwölbt die das Gelände durchschneidende Leipzig-Hofer Staatsbahn durch eine glänzende Brückenanlage mit Terrassen. Die andere,



Jubiläumsplatte
in Silber und vergoldeter Bronze getrieben
auf farbigem Leder
entworfen von Conrad Scheu, ausgeführt von Carl Scheu
in Breslau

parallel der Bahnlinie, war als Avenue des Nations geplant. Ihren Abschluß bildet die große Betontunnelhalle von Kreis, ein Monumentalbau, der zu Ausstellungszwecken auch für die Zukunft erhalten bleibt. Diese Riesenanlage (denn jenseits des Bahndamms erhebt sich das eigentliche Vergnügungsquartier und die moderne Dorfanlage von Brachmann-Leipzig) auf ödestem Sandboden geschaffen, wurde durch den bedeutenden Gartenarchitekten Leberecht Migge-Hamburg mit Baumreihen, Zypressenalleen und Blumenparketts sehr geschmackvoll geschmückt. Durch das Fernbleiben der fremden Nationen, mußten an die Querachse viele Zufallsbauten gelegt werden, die besser andere Plätze gefüllt hätten, und an ihrer statt erheben sich allenthalben Restaurationsgebäude, dem Rummelfeld zu viel Platz in der Ausstellung selbst gewährend. Auch die reizende Anlage von Alt-Leipzig mit seinen anheimelnden Winkeln und Ecken wurde ein Kneippiertel, so daß der Alkohol in der Bauausstellung eine allzu wichtige Rolle spielt.

Der Clou der Ausstellung wird durch das „Monument des Eisens“ gebildet. Kein Eiffelturm an Größe, allein neu und eigenartig durch die sinnvolle Zusammenstellung von Eisen und Glas. Leider hat dieses wundervolle, in seinen Formen so einfache Bauwerk an ungünstiger Stelle Platz gefunden. Inmitten eines Sterns von Straßen, die auf das Monument von tiefer gelegenen Gelände zuführen, käme es erst ganz zur Wirkung.

Von sonstigen Einzelwerken verdienen das Haus der Stadt Dresden, die Musterkrankenhausanlage und die

Schwarzenbergbrücke besondere Erwähnung. Letztere stellt eine neuartige Verbindung von Gußeisen mit Zement dar und dürfte von unzerstörbarer Haltbarkeit sein. Die Einzelarbeiten der Baumaterialienkunde, des Arbeiterschutzes würden zu weit führen. Nur erwähnt seien die Mustereinrichtungen des Werkbundes und einzelner großer Firmen, aber sie bieten nicht mehr, als Ausstellungen, die nicht vorzüglich dem Bauwesen gelten. Nur ein Bauwerk sei besonders erwähnt: das Wohnhaus, errichtet von den Paderborner Werkstätten gemeinsam mit der Firma A. Polich-Leipzig. Hier ist in knappem Rahmen von dem Künstler Max Heidrich Mustergiltiges geleistet. Die vornehme Einfachheit dieses Baues wird noch gehoben durch den danebenstehenden des Verdandibundes. Dort klare Zweckmäßigkeit umkleidet von Schönheit, hier gesuchte Formen ohne Inhalt, über die Materialechtheit nicht hinwegtäuschen kann. Das Gesamtergebnis der Ausstellung dürfen wir zusammenfassen: Viel wird geboten; jedermann mit offenen Sinnen kann auf seine Kosten kommen und Anregung finden; aber die Bedeutung der Hygieneausstellung erreicht sie nicht und vor allem, sie ist nicht international.

Dr. Robert Corwegh

Jubiläumsgaben

Man weiß, wie schrecklich Ehrengeschenke ausfallen können, besonders wenn sie von völlig unberatener Angestellten eines Geschäfts an dessen Ehrentage dem „hochverehrten Chef“ gewidmet werden. Um so größere Anerkennung verdienen Leistungen dieser Art, wie die beiden hier abgebildeten Jubiläumsgaben, die aus einer einfachen Breslauer Graveur-Werkstatt hervorgegangen sind. Der Inhaber, Carl Scheu, der übrigens am 1. September fünfundsiebzig Jahre im Breslauer Kunsthandwerk selbstständig tätig ist, hat allerdings das Glück in seinem Sohne, Conrad Scheu, einen außergewöhnlich begabten entwerfenden Mitarbeiter zu besitzen, dessen Talent auf der Breslauer Akademie für Kunst- und Kunstgewerbe entwickelt und ausgebildet worden ist. Wir wünschen beiden noch recht viele lohnende Aufträge, in denen sie ihren Geschmack und ihr handwerkliches Können zu zeigen und zu steigern vermögen.

Holzbildkunst

Seitdem Hildebrand durch sein „Problem der Form“ die Steinbildhauerei wieder zu Ehren brachte, fing man an sich auch für die Holzbildhauerei zu erwärmen. Im vorigen Jahre war in der Großen Berliner Kunstausstellung der Holzbildhauerei ein eigener Saal eingeräumt worden, der manch Vortreffliches enthielt und allgemeine Anerkennung fand. Auch hat sich aus Künstlern und Kunstfreunden ein Komitee zur Förderung der Holzplastik gebildet, das gegenwärtig im Künstlerhause zu Berlin über 120 Holzbildwerke ausstellt. Das Komitee erstrebt unter anderem: „1. Eine gründliche Ausbildung der Holzbildhauer, die bei der Ausführung der Kunstwerke in Holz als Hilfskräfte der Künstler oder als Nachbildner der von Künstlern geschaffenen Kunstwerke tätig sein sollen. 2. Erproben des Schaffens an solchen Bildwerken lebender Künstler, die sich für die Wiedergabe in Holz eignen oder, was besonders erstrebt wird, eigens für die Ausführung in Holz gedacht sind.“

Dementsprechend sind auch die Mehrzahl der ausgestellten Werke von Künstlern modelliert und von Handwerkern in Holz nachgebildet worden. Durch diese getrennte Arbeitsweise sind Plastiken entstanden, die das Wesen der Holzbildhauerei gänzlich verkennen und weder in der Auffassung noch in der Technik mit der Holzbildkunst etwas zu tun haben. Durch derartige Arbeiten ist der Holzplastik kaum geholfen. Auch in der Holzbildkunst gibt es Gesetze, die befolgt werden müssen. Als die Holzbildhauerei im späteren Mittelalter ihre Blüte erlebte,

befäß sie eine geradezu vollendete Material- und Formensprache, die uns heute noch als Muster dienen kann. Wenn man die Holzbildkunst wieder beleben will, dann muß vor allen Dingen diese gesunde Material- und Formensprache erlernt werden. Darum wäre es vielleicht vorteilhafter, statt moderne Werke, solche der besten mittelalterlichen Bildschnitzer in freier Technik nachzuschneiden, um zunächst die gesunde Schnitztechnik kennen zu lernen, und dadurch eine Grundlage zu gewinnen, worauf die echte Holzbildkunst erst gedeihen kann.

Neben der großen Mehrzahl der „programmatisch“ in Holz übertragenen Werke, sind auch einige gute Holzplastiken ausgestellt, die eine ungelünstelte Herstellungsweise zeigen, so die Arbeiten von Breuer, Macheleidt, Buchegger, Reiner, Schmidt-Cassel und verschiedene andere. Durch solche Arbeiten kann die Holzplastik gefördert werden, nicht aber durch das mechanische Nachschneiden von Werken, die ursprünglich für Stein oder Bronze gedacht waren.

Trotzdem gebührt dem Komitee Lob und Anerkennung, weil es durch diese Ausstellung die breite Öffentlichkeit, wie auch die Künstler auf diesen schönen Zweig der Bildhauerkunst wieder hingelenkt hat.

E. dell' Antonio

Jahrhundertfeier-Andenten

Unter den reizvollen Neuheiten, welche die Keramische Industrie im Jubiläumsjahre der Freiheitskriege hervorgebracht hat, stehen die kleinen, aber gediegenen Töpferereien von R. Burdack in Bunzlau an erster Stelle. Als Grundlage dient das von der Keramischen Fachschule in Bunzlau besonders gepflegte Feinsteinzeug, hier mit der für Bunzlau charakteristischen braunen Glasur. Als Verzierungsmethode wählte Burdack indessen die von ihm selber erfundene und bis ins feinste ausgearbeitete Art der Glasur-einlegetechnik. Nur die meisterhafte Beherrschung dieser Arbeitsmethode versetzte ihn in die Lage, sich an Motive wie die von Professor Knötel in Berlin entworfenen charakteristischen Darstellungen von Militärtypen, Reiterei und Fußvolk, kriegerischen und friedlichen, volkstümlichen Szenen, sogar der Bildnisse der aus den Freiheitskriegen hervorstechendsten Persönlichkeiten, wie der verbündeten Monarchen, der Königin Luise und der bekanntesten Heerführer, wie Scharnhorst, Blücher, Sneyenau u. a. heranzuwagen. Selbstverständlich durfte auch Theodor Körner, der Freiheitskämpfer und Freiheitsdichter, nicht fehlen. Und wie gut ist alles gelungen! Angebracht sind diese wirklich feinen Darstellungen auf Wandtellern, Tee- und Kaffeefervicen, Bierkrügen, Bechern, Dosen, Schalen und anderen Gefäßen und zwar teils in schwarzem Schattentriß, teils in bunter Ausführung, wobei die Farben: Schwarz Grün, Braun und Weiß zur Verwendung kommen. Wer da weiß, mit welcher Mühe, Hingabe und Ausdauer der Töpfer an diesen Dingen gearbeitet hat, bis die vielen Schwierigkeiten endlich überwunden waren, der wird ihm auch den wohlverdienten Lohn von Herzen gönnen und auch seinen sonstigen nicht gerade das Jubiläum angehenden Arbeiten in derselben Manier ein aufmerksames Auge zuwenden. In Breslau sind die Burdack'schen Feintöpferereien zu Originalpreisen im Kunstgewerbehaufe „Schlesien“ käuflich.

D. W. Putall

Tagungen

Die zweite gemeinsame Tagung für Denkmalpflege und Heimatschutz findet in Dresden vom 24. bis 26. September statt. Von angemeldeten Vorträgen sind zu erwähnen: ein Bericht des Geheimen Hofrats Professor Dr. Oeschelbaeuser (Karlsruhe) über die Eingabe an die Handelskammern und kaufmännischen Vereine betreffend die Auswüchse des Reklamewesens, ferner über „Kunsthandel und Denkmalpflege“, worüber Geheimer Hofrat Professor Dr. Cornelius Gurlitt (Dresden) und Museums-



Jubiläumsgabe
in Bronze getrieben
entworfen von Conrad Scheu, ausgeführt von Carl Scheu
in Breslau

direktor Professor Dr. Koetschau (Düsseldorf) sprechen werden. Es sprechen ferner Professor Dr. Westmeyer (Dresden) über „Industriebauten und Heimatschutz“, Stadtbaurat Professor Erlwein (Dresden) über „Dresdner städtebauliche Fragen“, Stadtbaurat Schaumann und Ober-Regierungsrat Raffinier über den „Wasserbau und seine Beziehungen zur Denkmalpflege“, Stadtbauinspektor Schumacher (Hamburg) über das neue „Hamburger Baupflegegesetz“, Dr. med. Vonne (Klein-Flottbeck) über die „Verunreinigung unserer deutschen Gewässer und ihre Verhütung“. In Aussicht genommen sind Besichtigungen der Kunstdenkmäler der Stadt und einer Ausstellung des Königlich Sächsischen Denkmalarchivs. Am 27. und 28. September finden Ausflüge statt und zwar nach Bautzen mit Rückfahrt über Schandau, Pirna und Schloß Pillnitz, sowie nach Leipzig zum Besuche der Internationalen Baufach-Ausstellung.

Vom 7. bis 9. Oktober wird in Berlin im Aulagebäude der Königl. Universität ein Kongreß für Aesthetik und allgemeine Kunstwissenschaft abgehalten, für den ein sehr reiches Vortragsprogramm vorliegt.

Handbuch der Kunstwissenschaft

Das Handbuch der Kunstwissenschaft, das der Münchener Privatdozent Dr. Burger in Verbindung mit den Professoren Curtius-Erlangen, Egger-Graz, Hartmann-Strasbourg, Herzfeld und Wulff-Berlin, Neuwirth-Wien, Pinder-Darmstadt, Singer-Dresden, Graf Vikthum-Kiel, Wackernagel-Leipzig, Weese-Bern, Willich und Oberbibliothekar Leidinger-München herausgibt (Akademische Verlagsgesellschaft m. b. H. M. Koch, Berlin-Neubabelsberg),

ist eine völlig neuartige, sehr wichtige und sehr zu empfehlende Erscheinung auf dem Ueberschwemmungsgebiete der Kunstliteratur. Man kann diese Empfehlung getrost schon nach den ersten sieben vorliegenden Lieferungen — von 90 geplanten — aussprechen. Dozenten und Studierenden der Kunstgeschichte, Museumsbeamten und Sammlern, Künstlern und Kunstliebhabern wird es gleich willkommen sein. Denn es verarbeitet das neueste historische Tatsachenmaterial auf der Grundlage moderner Forschungs- und künstlerischer Erkenntnismethoden. Es handelt sich nicht, wie in den bisherigen Kunstgeschichten meist es üblich war, um eine trockene Aneinanderreihung von Tatsachen oder um eine Aufzählung von Künstlerpersönlichkeiten, sondern es wird auch das „Warum“ und das „Wie“ aufgeleuchtet. Wir werden in die Gedankenwelt, in das Leben und Streben des jeweiligen Zeitalters eingeführt und sehen hier die Kunstwerke als herrlichstes Produkt der Umgebung und der Geistesrichtung ihrer Zeit erblickt. Dem Leser soll die Möglichkeit gegeben werden, ein selbständiges, persönliches Verhältnis zur Kunst zu gewinnen und das Kunstwerk aus seinen eigenen Lebensbedingungen heraus begreifen; er soll nicht ein bloßes äußerliches Wissen von den Dingen sich zu eigen machen oder durch ästhetische und kulturgeschichtliche Spekulationen unterhalten, sondern unter Anwendung der Methodik des Vergleiches in wahrhaftem Sinne des Wortes mit der Geschichte der Kunst als einer Geschichte der menschlichen Erkenntnis vertraut gemacht werden. Dazu verhilft nicht zum wenigsten ein Bildermaterial wie es in dieser Reichhaltigkeit auch von schwer zugänglichen und bisher unveröffentlichten Kunstwerken wohl noch nie vereint worden ist. Soviel für heute!

Ein zusammenfassendes Urteil wird das vollständige Werk verlangen.

Schlesisches Museum der bildenden Künste

Das Schlesische Museum der bildenden Künste in Breslau hat ein großes Oelbild von Karl Banker: „Heißige Bauernhochzeit“ von Frau Luise von Bergmann auf

Raußing und Frau Marie von Schweinichen auf Pavelwitz als Geschenk erhalten.

In der Ausstellung des Künstlerbundes Schlesiens wurden zwei Gemälde: „Im Lokomotivschuppen“ von Leonhard Sandrock und „Flößer in den Karpathen“ von F. Pautsch angekauft. Die letzteren beiden Bilder sind in Beilage Nr. 50 und auf Seite 639 abgebildet.

Der Kaufmann als Erzieher

Ein feinsühlender Geschäftsmann in Hamburg nimmt in seine Verkaufsvorräte grundsätzlich nur gute Stücke auf. Dazwischen aber hat er einige gestellt, die typisch sind für den schlechten Geschmack der Menge. Diese Bilder, Vasen und Büten tragen ein kleines Schild mit Aufschrift: „Segenbeispiel: Unverkäuflich!“ Natürlich wird dadurch bei den Käufern fast jedesmal die Frage herausgefordert: „Warum verkaufen Sie das nicht?“ Der Händler hat dann die beste Gelegenheit, auf den Unterschied zwischen einer guten Steinzeichnung von Haug oder Kampmann und einem Oelfarbendruck nach irgendeinem Desdemonabilde hinzuweisen. Er kann es den Leuten klarmachen, warum eine einfache, in Farbe und Brand gutgelungene Keramik erfreulich wirkt, der mit Profornamenten überladene „Zierkrug“ aber nicht. Das Verfahren hat sich auch geschäftlich vortrefflich bewährt. Es gelang fast immer, die Käufer zum Guten zu bewegen, wenn sie den Schund in solcher Umgebung sehen. Man sollte das überall so machen. Wenn der Tuchhändler auf seinem Tisch ein paar Abschnitte von unecht gefärbten, zur Hälfte verschossenen, aus schlechtem Material gefertigten Stoffen legte, so würde es ihm leichter sein, solide Ware zu verkaufen. Was wir schreiben und reden, gelangt doch schließlich immer nur zu denen, die zur Aufnahme bereit sind; zum Kaufmann aber kommen auch die anderen, an die wir nicht herankönnen, und diese bilden noch immer die große Mehrheit. Wir brauchen den Kaufmann für die Erziehung der Käufer!



Nadelkissen von Hanna Klapper in Hermsdorf u. R.
(Schule Langer-Schlaffe)



phot. A. Vichler in Breslau

Flößer in den Karpathen
Gemälde von J. Pautsch
Neue Erwerbung des Schlesiſchen Museums der bildenden Künſte in Breslau